This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

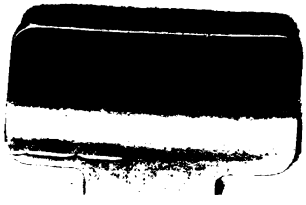
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

MUSIC
ML
410
.B4
G43
1902

A 1,079,150

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
STELLFELD PURCHASE 1944



Deiters
12 m2

Ludwig Nohl

Eine stille Liebe zu Beethoven

Giannatasio del Rio, Fanny V

Eine stille Liebe zu Beethoven

Nach dem Tagebuche einer jungen Dame.

Von

Ludwig Nohl

Denn das Leben ist die Liebe
Goethe.

Zweite verbesserte Auflage

Leipzig
Hermann Seemann Nachfolger
1902

Music
ML
410
E4
G43
1902

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Linotype-Maschinensatz von E. Haberland in Leipzig-R.

STELLFELD

I. Einführung.

Im Jahre 1857 brachte die Leipziger Wochenschrift „Die Grenzboten" unter dem Titel „Aus Beethovens späteren Lebensjahren" Mitteilungen aus dem Tagebuche einer jungen Dame, die in ihrer Anspruchslosigkeit allgemeines Interesse erregten. Dieselben waren von der Verfasserin selbst in einfachster Weise zusammengestellt und aus der Erinnerung ergänzt worden. Das Original selbst aber blieb verborgen. Jetzt ist die Dame tot und mir das Tagebuch übergeben worden, um daraus zu veröffentlichen, was zur Erkenntnis von Beethovens Leben und Wesen notwendig erscheint.

Es ist aber nicht allein der Reflex von Beethovens Wesen in dem ungetrübten Spiegel dieser ebenso zart wie lebhaft empfindenden Frauenseele, — es ist, was dort nicht zu ersehen war, auch diese weibliche Seele selbst, die bei aller fast zaghaften Bescheidenheit ihres Charakters und bei allem Stückweisen dieser Aufzeichnungen unsere innige Anteilnahme erweckt. Beethovens

Geist und mehr noch der Adel seiner Gesinnung, die natürliche Güte und einfache Tüchtigkeit seines Wesens, mit einem Wort die ganze Menschlichkeit seines Innern treten uns aus diesen Aufzeichnungen deutlich entgegen, und wir begreifen, daß bei der näheren persönlichen Berührung der Eindruck dieses Wesens auf jene Dame ein sehr tiefgreifender und sogar überwältigender sein mußte.

Ist es nun aber dabei weiter von Interesse zu erkennen, wie die zarte Neigung dieses Herzens sich mit der Zeit aller Eigenwünsche entkleidet und zu einem aufrichtigen und tiefen Gefühle verehrungsvoller und hilfsbereiter Freundschaft wird, so haben wir andererseits hier ein ganz besonders anschauliches Beispiel davon, wie nach der Natur seines hohen Geistesstrebens der Künstler selbst von solcher Art stillen Wirkens und treuen Helfens im wirklichen Leben, wie sie sich ihm hier bei der Familie der jungen Dame und bei dieser selbst darstellte, nur wenig Begriff hatte und im Grunde auch nicht gar zu viel davon hielt. Vielmehr zog er zunächst durchaus vor, seine persönliche Meinung und den eigenen Willen auch in Dingen walten zu lassen, die ihm ebenso meilenweit fern lagen, wie ihm die Einsicht in die Bedingungen und Gesetze seines künstlerischen Schaffens von absoluter Sicherheit war. Und so sehen wir denn hier zugleich gar deutlich die Fäden jenes traurigen Verhängnisses sich spinnen und um sein Haupt ziehen, das sich ihm durch die Fürsorge

um den Neffen bereitete und schließlich auch die Katastrophe in diesem leidesvollen Lebensdrama herbeiführte. Es wird das von diesem Punkte aus sich über die späteren Lebensjahre des Meisters lagernde Dunkel auch aus diesen Aufzeichnungen einer dritten Person deutlich wahrnehmbar, und dasselbe bildet gleichsam den tragischen Hintergrund, zu der sich zwischen Beethoven und Fräulein del Rio abspielenden mehr gemütvoll idyllischen Scene.

Zur Einleitung in die Sache selbst diene folgendes:

Herr Giannatasio del Rio, von Geburt ein Spanier und nebst seiner Frau, einer geborenen Italienerin, früher Erzieher in einem gräflichen Hause, besaß schon seit dem Jahre 1798 in Wien ein Erziehungsinstitut für Knaben. Im Jahre 1815 nun war Beethoven durch das Testament seines jüngeren Bruders Karl zum „zweiten Vater" von dessen hinterbliebenem einzigen Sohne gleichen Namens bestimmt worden. Da die Mutter dieses damals achtjährigen Kindes wegen schlechten Lebenswandels von aller Einwirkung auf die Erziehung desselben ausgeschlossen werden mußte, Beethoven selbst aber als Unverheirateter keinen eigenen Haushalt besaß, so bestimmte das Gericht, daß der Knabe in ein Institut komme. Als solches wählte Beethoven das Giannatasische, das ihm besonders empfohlen worden war.

Neben einer treu waltenden aber kränklichen Mut-

ter walteten hier zwei Töchter: die ältere, Fräulein Fanny, geboren am 26. Mai 1790, also damals fünfundzwanzig Jahr alt, die Verfasserin unseres Tagebuchs, und die zwei Jahr jüngere, Fräulein Nanni, verlobt mit einem Herrn Leopold von Schmerling, dem Vater der jetzigen Besitzerin jener Aufzeichnungen. Diese letztere schildert uns das „Tantchen" und deren Schwester, ihre Mutter, so:

„In ihrer Jugend soll sie sehr hübsch gewesen sein, obgleich nicht so sehr wie es meine Mutter, ihre einzige Schwester war, denn letztere soll eine Schönheit gewesen sein. Nach allem was ich hörte, scheint Beethoven sich für meine Mutter interessiert zu haben, doch war sie schon Braut meines Vaters.

„Tantchen war klein, Mutter in mittlerer Größe; die Haare Tantens waren braun, die von Mutter noch dunkler, beinahe schwarz. Tante hatte grünblaue Augen mit einem schönen, teils schwärmerischen, teils lebhaften Ausdruck. Mutter hatte braune, sehr lebhafte Augen mit teils feurigem, teils sanftem Blick. Es wurde oft gesagt, in Mutters Adern fließe südliches Blut, weil sie so sehr lebhaft war, aber auch unendlich tief fühlend. Tantchen war ruhiger und sehr schüchternen Charakters. Sie erzählte mir oft, daß sie als junges Mädchen gleich so sehr in Verlegenheit kam, daß sie sich in einem fort versprach und dadurch immer noch mehr verlegen wurde, so daß sie ein paar Mal davon lief.

„Der Charakter Tantchens war im Grundzug etwas melancholisch, während der der Mutter sehr heiter war. Tante konnte jedoch auch sehr heiter sein und war besonders sehr bewandert, Gedichte komischer Art zu schreiben. Was in der Familie Komisches vorfiel, wurde von Tante entweder in Knittelversen oder sonstwie besungen."

Jene Melancholie scheint aber auf einer inneren Organisation, die sogar vorwiegend physischen Grundes war, beruht zu haben. Denn es heißt da: „Das arme Tanterl war aber auch sieben Mal in ihrem Leben gemütskrank, wobei sie in große Melancholie verfiel. Sie wurde davon geheilt und war wie im Himmel „als es ihr wie ein Schleier vom Geist fiel." Ein solcher Krankheitsfall begegnet uns schon in den Aufzeichnungen unseres Tagebuchs im Jahre 1812. Acht Monate hatte das Leiden gedauert, dann war plötzlich das Gemüt wieder völlig frei geworden. Ein Hauptzug dieses Gemütes ist eine ganz besonders und geradezu unsagbar innige Freude an der schönen Natur, als hätte sie instinktiv an ihrer Harmonie Heil für ihr eigenes Wesen gesucht und gefunden. Diesen Zug teilte sie mit Beethoven. Man denke nur an die Pastoralsymphonie.

Obendrein war Fräulein Fanny das Jahr zuvor, ehe unsere Auszüge beginnen, von dem Tode ihres Verlobten betroffen worden. Sie ist denn auch zeit-

lebens unvermählt geblieben, jedoch 83 Jahre alt geworden.

Ihr Wesen ließe sich im ganzen wohl mit Goethes schönem Wort auf Gretchen charakterisieren:

„Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt."

Wie denn auch Beethoven, der große „Unbehauste", von einer künstlerischen Hochthat zur andern stürmend und, ein wahrer Faust, die Felsen der zeither gewohnten Empfindungs- und Kunstweise „zu Trümmern schlagend", es liebte, wenn er das Fräulein „so mit dem Schlüsselkorbe im Hause umhergehen sah, über sie zu lächeln und scherzhaft zu äußern: „Da kommt die Frau Aebtissin!" — was, wie die junge Dame ebenfalls selbst erzählt, ihr „schon gar nicht gefallen wollte".

Andrerseits zeigt sich in diesem Hause überall die gute deutsche Bildung und was mehr ist, sogar eine aufrichtige und nicht nur spielende Neigung zu einem schöneren und erhebenden Dasein in dem geistigen und künstlerischen Leben der Menschheit. Als ein Beweis jener tieferen Kultur und inneren Erweckung, wie sie unser deutsches Leben und nicht am wenigsten das österreichische auszeichnet, konnte vor allem die eifrig betriebene Pflege derjenigen Kunst gelten, die von diesem inneren Leben und seiner Entwicklung die sicherste Kunde giebt, — der M u s i k.

Zunächst schreibt die Besitzerin des Tagebuches selbst von den beiden Schwestern:

Beide hatten schöne Sopranstimmen, Tante die tiefere. Das Fräulein Fröhlich, die gewesene Braut Grillparzers, mit welcher ich kürzlich beisammen war, denkt noch mit Entzücken an ein Recitativ und Arie aus Titus, welches Tante so wundervoll gesungen haben soll. Ich selbst hörte Tante noch die Arie mit dem Gebet aus dem Freischütz singen; sie war damals 60 Jahre alt und sang noch mit größter Liebe und schönem Vortrag. Tante war überhaupt außerordentlich musikalisch. Sie sang in ihrer Jugend mit Schubert Duetten. Dann wurden auch im Hause meines Großvaters kleine Opern aufgeführt, wo Mutter und Tante die Hauptrollen sangen."

Was uns jedoch von größerer Bedeutung ist, — aus dem Tagebuch selbst erfahren wir, daß hier vor allen Mozarts und was vor neunzig Jahen mehr heißen will, Beethovens „göttliche" Kompositionen gesungen wurden. Und ein deutlich redender Beweis, mit welchem Gefühle diese Musik aufgenommen ward und daß hier in der That ein weit vorgeschrittener Grad innerer Entwicklung herrschte, ist die einfache Notiz des Fräuleins vom 29. November 1814 an dem zu Ehren der Gäste des Wiener Kongresses eine festliche Produktion ausschließlich mit Beethovenscher Musik stattgefunden hatte:

„Den 3. Dezember. Dienstag entzückten mich

Beethovens Meisterwerke. Dieser Götterfunke flößt mir Ehrfurcht ein."

Neben der „Schlacht von Vittoria" und dem „Glorreichen Augenblick", kam damals die Siebente Symphonie zur Aufführung, und weit ging diese damals noch über den Horizont selbst der „Kenner". —

Fragen wir nun weiter nach dem Anlaß zur Führung eines Tagebuches bei diesem Fräulein, da es doch keine alltägliche Sache ist, seine Erlebnisse aufzuschreiben, so giebt uns das erste Blatt dieser Aufzeichnungen selbst die Antwort:

„Den 1. Januar 1812. Schon lange war es mein sehnlicher Wunsch, ein kleines Tagebuch zu halten, doch immer hinderten mich Zeit und Umstände daran. Auch dieses soll kein echtes Tagebuch werden. Nur manche frohe und, woran es gewiß nicht fehlen wird, trübe Stunde will ich aufzeichnen, da mir solche Erinnerungen immer Vergnügen gewähren. Die ersteren stellen sich uns in einem noch schöneren Lichte dar, und wie angenehm ist die Erinnerung an vergangene unangenehme Stunden!"

So wären denn auch die Aufzeichnungen selbst wohl ganz in dem stillen Gehege privatpersönlicher Existenz verharrt, wenn nicht plötzlich an diese Enge eine Erscheinung herangetreten wäre, die dieselbe in gewissem Sinne zur Welt erweitert und uns dadurch das Recht gegeben hat, uns sogar um solche innigste

Geheimnisse eines persönlichen Empfindens zu bekümmern. Wenigstens ein lebendiger Hauch jenes mächtigen Geistesschaffens, das in Beethovens Kunst lebt und aller Kunst unserer ganzen Zeit den lebendigen Odem eingeblasen hat, wird uns auch aus diesen meist bloß mädchenhaften oder wenigstens stets ganz in der Sphäre weiblichen Empfindens verweilenden Aufzeichnungen anwehen. Daß aber die Schreiberin überhaupt fähig war, von diesem Geiste oder vielmehr dem tieferen seelischen Leben und Wesen des großen Künstlers etwas zu empfinden und sich sogar in Worten zum Bewußtsein zu bringen, verdankt sie eben vor allem dem Umstande, daß sie sich gewöhnt hatte, sich mit ihrem eigenen inneren Leben abzugeben und dadurch der Lebensspur aller menschlichen Existenz nahe gekommen war. Wir werden dies aus den Aufzeichnungen selbst deutlich erkennen. —

Ueber die Einführung dieses Genius aus der „schönen aber einsamen Höhe" seiner Künstlerexistenz in die erquickende Enge eines solchen echten Familienlebens erfahren wir ebenfalls durch das Fräulein selbst das Nähere.

In der vorerwähnten Kongreßzeit nämlich hatte in dem Giannatasioschen Hause der Kabinetssekretär Friedrich Wilhelms III. von Preußen, Hofrat Duncker aus Berlin gewohnt und war mit den jungen Damen in freundschaftlichsten Verkehr getreten. Er hatte viel mit ihnen musiziert, ihnen Gedichte vor-

gelesen und ein patriotisches Trauerspiel „Leonore Prohaska“ mitgeteilt. Duncker war ebenfalls ein großer Bewunderer und Verehrer Beethovens, und durch ihn erfuhren die Mädchen zuerst auch manches Persönliche von dem Meister, den sie so hoch verehrten und der soeben durch jene Kongreßaufführung und die Wiederaufnahme des „Fidelio“ in seiner zweiten und eigentlichen Heimat Wien zuerst zur vollen Höhe des Weltruhmes emporgelangt war.

„Heute erfreute mich unser lieber Duncker mit dem Geschenk Fidelio außerordentlich. Wie doppelt teuer ist mir dieses Geschenk!“ schreibt am 25. Januar 1815 das Fräulein auf. Duncker aber wünschte von Beethoven Musik zu seinem Schauspiele und hatte deswegen mit ihm häufige Zusammenkünfte. Die wenigen Stücke, die Beethoven wirklich zu diesem Zwecke verfaßt, befinden sich noch im Besitze der Nachkommen Giannatasios. Es kam aber zu keiner Aufführung, und die Stücke sind ebenfalls Manuskript geblieben. Die Damen waren sehr gespannt auf die Bekanntschaft mit Beethoven, denn Duncker hatte viel Schönes und Gutes von ihm erzählt, und wir vernehmen über den Beginn der Bekanntschaft im Anfang des Jahres 1816 folgendes:

„Den 25. Januar. Was ich so oft vergebens gewünscht habe, Beethoven möchte zu uns kommen, ist geschehen. Gestern nachmittags kam er mit seinem kleinen Neffen das Institut zu sehen, und heute ist

ſchon alles in Richtigkeit. Nichts von meiner kindiſchen Verlegenheit! Dennoch bin ich zu entſchuldigen, da viele Gedanken mir im Kopfe herumfuhren und die Auſpizien ſo übel waren, daß ich ſehr zerſtreut war.

„Wie angenehm es mir iſt, eben auf ſolche Art in Verbindung mit einem Manne zu kommen, den ich als Künſtler ſo innig verehre und als Menſchen achte, kann ich nicht beſchreiben. Es iſt mir wie ein Traum, daß was wir jahrelang wünſchten, nun geſchehen iſt. Wie ſehr würde es mich freuen, wenn wir in wahre freundſchaftliche Verhältniſſe mit Beethoven träten und ich vielleicht hoffen dürfte, einige Stunden ſeines Lebens ihm angenehm zu machen, — ihm, der ſchon ſo manche trübe Wolke aus meinem verſcheucht hat! Das innige Mitleid, welches ich mit ſeinem traurigen Zuſtand der Taubheit habe, iſt ein Hauptgrund es zu wünſchen.

„Der junge Mann, welcher mit ihm war (es war der Dichter und Schriftſteller Karl Bernard), ſagte Nanni: ‚Beethoven wird Sie nun recht oft beſuchen‘, — als wenn er gewußt hätte, wie ſehr wir es früher gewünſcht hatten. In dieſer Hoffnung iſt es mir ſo angenehm zu leben, und ich fühle nun ein beſonderes Intereſſe für den Lauf der künftigen Tage.“

Sogleich aus dieſen erſten Worten über Beethoven ſelbſt erkennen wir, daß hier nicht entfernt bloß das neugierige Intereſſe an dem „großen Mann“

waltete, wie es auch die Masse der sogenannten Gebildeten sogar Künstlern gegenüber hegt. Vielmehr ist es vorzugsweise die begeisterungsvolle Aufnahme seines geistigen und künstlerischen Wesens, was hier, wie es den Wunsch der persönlichen Bekanntschaft erzeugt hatte, so auch den Eindruck derselben entschied und den Augenblick der ersten Begegnung zu einem so wirklich bedeutsamen in diesem Kreise und vor allem bei dem Fräulein selbst machte.

Um nun aber diesen Eindruck ganz begreifen und darnach die nachfolgenden Mitteilungen ihrem Werte gemäß würdigen zu können, ist es erforderlich, sich des großen Künstlers, den wir da vor uns haben, nach der Bedeutung seines geistigen Strebens und seines künstlerischen Schaffens klar bewußt zu sein, und dazu möge denn zunächst ein auf Grund aller neuesten Forschungen gewonnener Ueberblick über Beethovens allmähliche Entwicklung bis zu dem Zeitpunkte der Begegnung mit dem Fräulein befähigen.

2. Eine Künstlerbahn.

Laufet, Brüder, Eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen!
Schiller.

Ludwig van Beethoven ist im Jahre 1770 zu Bonn am Niederrhein geboren.

Für Europa, und besonders für Deutschland, war damals gerade die Zeit gekommen, wo der Geist des Menschen auch in den weiteren Kreisen des Volkes zuerst zu sich selbst erwachte und nach seinen Bedürfnissen, nach einer angemessenen Einrichtung seines ganzen Daseins fragte. Die Wissenschaft, und speziell die Philosophie ging mit den praktischen Versuchen einer besseren Einrichtung unseres äußeren Lebens Hand in Hand, es erstand von England ausgehend und durch die Unabhängigkeitserklärung Amerikas und die französische Revolution unterstützt jene große Bewegung der Geister, der wir verdanken, was wir heute an besserer Gestaltung unseres Lebens besitzen und weiter erstreben.

Dieser Geist nun war es vor allem, der von Westen

wie von Osten, von dem freiheitrufenden Frankreich, wie von dem rücksichtslos thatkräftig sich aufbauenden Preußen her an den Niederrhein drang und selbst in einer kleinen kurfürstlichen Residenz, wie Bonn es damals war, Leben regster Art erzeugte. Maximilian Franz, der jüngste Sohn Maria Theresias und Bruder von Friedrichs des Großen Bewunderer, Joseph II., konzentrierte dort diese Bestrebungen, indem er ihnen sowohl an einer glänzenden neuen Universität, wie in Konzert und Theater Stätten der Entwicklung bereitete. Auch außer Beethoven, einem besonderen Schützling dieses genialischen Fürsten, erzeugten derartige Verhältnisse eine ansehnliche Reihe hervorragender Männer, deren Wirken sich später über ganz Deutschland und weiter verbreiten sollte. Beethoven, der weitaus größte von ihnen allen, gewann hier die Anregung, diejenige Kunst, zu der ihn eine Naturanlage besonders befähigte und zu der ihn der Beruf des Vaters und Großvaters, die beide tüchtige Musiker waren, von Jugend an geführt hatte, nun ebenfalls an den höheren Aufgaben des menschlichen Geistes Anteil nehmen zu lassen und so die Musik zur vollen Höhe ihrer selbst und zum wahren Ausdruck unseres inneren Lebens zu erheben.

In welcher Weise dieses Ziel von dem jungen Künstler, der schon damals schrieb: „Werde ich einst ein großer Mann u. s. w.“ erstrebt und von dem heranwachsenden Mann erreicht ward, das bildet

den Inhalt seines künstlerischen Schaffens wie seines Lebens. Der wahrhaft ungeheuern Energie in der Verfolgung dieses Zieles verdanken wir Heutigen, abgesehen von Beethovens Werken selbst, den gewaltigen Anstoß, den vor allen er dem höchsten Streben unserer Nation in der Kunst gegeben hat, verdankt aber auch er selbst das eigentlich tragische Heldenschicksal seines Lebens, von dem wir ja auch hier einige bedeutsame Züge und Wendungen kennen lernen sollen.

Zunächst der Trieb, es den großen Vorgängern in seiner Kunst kräftig nachzuthun, und das innerste Verlangen, sich der Mittel, womit sie geschaffen, völlig zu bemächtigen, war es, was Beethoven von dem geistig so angeregten Rhein weg an die Donau führte, von deren Ufern her just neue Kunstevangelien in die Welt hinausdrangen. Zu den Aufführungen Shakspeares und der Dichtungen Lessings, Goethes, Schillers, in denen das norddeutsche Geistesleben sich ebenso aussprach wie ergänzte, waren schon in Bonn besonders seit Max Franz der echt männliche Tragiker Gluck und jener menschlichste aller Künstler, Mozart hinzugekommen, und ein Musiker mit einem so tiefen Gemüt, wie das der junge Beethoen sogleich in seinen ersten Lebensregungen bekundet, konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß hier Quellen flossen, die nicht nur eine Seite unseres Lebens, sondern all' unser Leben in seiner Tiefe tränkten. Also auf nach Wien, wo

das „Wasser des Lebens" für seinen Genius einzig zu holen war!

Ein erster Besuch der Kaiserstadt im Jahre 1787 führte wohl zu einer persönlichen Bekanntschaft mit Mozart, der ihm einige Stunden gegeben und seinen künstlerischen Segen mit den Worten erteilt hatte: „Auf den gebt acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen!" Im übrigen aber war der erste Aufenthalt in Wien und selbst der Verkehr mit dem damals völlig in die Erschaffung seines „Don Juan" versunkenen Meister, nicht anhaltend und eindringend genug, um etwas anderes zu erzeugen als den dringenden Wunsch, möglichst bald und auf lange dorthin zurückzukehren.

Widrige Verhältnisse verzögerten dies bis zum Jahre 1792. Die Krankheit der braven Mutter, die ihn jäh von Wien zurückberufen, endete nach bittersten häuslichen Leiden bald mit deren Tode. Der Vater, ein kurfürstlicher Hoftenorist, wurde wegen seiner Neigung zum Trunk entlassen und sollte in ein Landstädtchen verbannt werden. Ludwig erhielt die Hälfte seines kleinen Gehalts, um davon die zwei jüngeren Brüder Karl und Johann zu ernähren, kleiden und erziehen zu lassen. Was dem Künstler an Möglichkeit geregelter Ausbildung entging, der Mensch gewann es in seiner inneren Entwicklung um so mehr: auf den kaum 16jährigen Schultern lagen die Pflichten eines Mannes, und Beethoven erfüllte

sie. Und erst nachdem er diese erfüllt, gedachte er mit voller Entschlossenheit auch wieder seiner Pflichten als Künstler. Die Durchreise Haydns durch Bonn nach London bot die Anregung, von neuem den Besuch Wiens thätig zu betreiben, und der „alte Papa" sollte jetzt des kurfürstlichen Hoforganisten Lehrer werden, da Mozart derweilen gestorben war. Der einundzwanzigjährige Künstler sieht dann Wien zum zweitenmal, um es nicht wieder zu verlassen. Er wird Schüler Haydns, Schenks, des Komponisten des lustigen „Dorfbarbier", Salieris und gar des gelehrten aber trockenen Kontrapunktisten Albrechtsberger. Die gleiche Treue, die er dem wirklichen Leben und seinen Pflichten gewidmet, ward der Kunst geweiht und keine Uebung gescheut, bis er in der Sprache seiner Kunst völlig geübt und wirklich sattelfest war.

Denn was hatte er nicht alles auszusprechen? — Und dies war es, was das musikalische Wien, die Mutter aller wahren Poesie auf diesem Gebiete, sogleich empfand und warum man dem Nachfolger Glucks, Haydns, Mozarts, zumal wenn er selbst seine Kompositionen vortrug, alsbald laut zujubelte. Wenigstens schwamm Beethoven in Wien als ausübender Künstler sofort auf den vollen Wogen der Gunst des Publikums und damit des äußeren Glücks. Der freie, kühne, hochschwebende, himmelan stürmende Geist des Künstlers entzückte die wirklich Gebildeten Wiens, es war etwas von dem wahren

Geiste der Zeit, was ihnen hier entgegenhallte. „Freiheit, Jugend, Selbständigkeit!“ schien es aus dieser „Sonate pathétique“ zu rufen, die denn auch bald der halben Welt angehörte. In vollen kräftigen Tönen sprach Beethoven hier aus, was er selbst am freien Rhein gelebt, gefühlt, vernommen und was lange genug still in seinem Busen geschlummert hatte, bis er die volle Muße wie die äußere Sicherheit zum reinen Aussprechen seiner selbst gewonnen.

Und so wird in ihm voller Ernst und wirkliche That, womit Schiller das Jahrhundert der Kunst und die Künstler selbst begrüßt hatte, in deren Hand „der Menschheit Würde“ gegeben sei.

Wie schön, o Mensch mit deinem Palmenzweige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit!
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg!

— diesen hohen Menschenbegriff, diese Fülle von Aufgaben, die dem wahren Mann und Menschen gestellt sind, um das Leben seiner Zufälligkeit und Vergänglichkeit zu entkleiden und zu einem würdigen und bestandhabenden Ganzen zu machen, nahm Beethoven

sicher in sein Herz auf. Seine Kunst ward ihm der hohe, heilige Beruf, Menschen zu bilden und zum Bewußtsein ihrer selbst zu bringen. „Rastlos bethätigt sich der Mann", war dabei sein Spruch, und wie ein lang verhaltener Quell strömt es jetzt mit zahlreichen edelsten Werken aus den verborgenen Tiefen seines Innern hervor.

Ward nun dabei auch der äußern Gefälligkeit seiner Kunst, die ja wohl ein anmutig befangenes und reines Spiegelbild aller eigentlichen Lebensbewegung sein kann, ein beträchtlicher Spielraum gegeben, so daß in Liedern und Sonaten wie selbst in Trios, Quartetten und Symphonie ein wahres Füllhorn neuer musikalischer Schönheiten über die freudig erstaunte Welt ausgegossen ward, so blieb doch Beethovens eigenster „aufgeschlossener Sinn" auf die Verkündigung einer edlen, stolzen Männlichkeit gewendet, von der zunächst die Besserung der Zeiten und das Heil der Welt abzuhängen schien. Aller ernsten Männer Augen waren damals auf den leuchteten Freiheitsstern gerichtet, der in der französischen Revolution aufging. Und als gar deren Ziel und Meinen in einem einzigen Menschen sich verkörperte, der zudem ganz Mann und That war, — als der junge General Buonaparte mit glänzenden Siegen die hochgefeierte „Freiheit" in alle Lande trug, da flammten die Geister auf für diesen großen Freiheitshelden, der die glorreichsten Zeiten der Geschichte wiederherstellen sollte, und kein Konsul der

Geiste der Zeit, was ihnen hier entgegenhallte. „Freiheit, Jugend, Selbständigkeit!“ schien es aus dieser „Sonate pathétique“ zu rufen, die denn auch bald der halben Welt angehörte. In vollen kräftigen Tönen sprach Beethoven hier aus, was er selbst am freien Rhein gelebt, gefühlt, vernommen und was lange genug still in seinem Busen geschlummert hatte, bis er die volle Muße wie die äußere Sicherheit zum reinen Aussprechen seiner selbst gewonnen.

Und so wird in ihm voller Ernst und wirkliche That, womit Schiller das Jahrhundert der Kunst und die Künstler selbst begrüßt hatte, in deren Hand „der Menschheit Würde“ gegeben sei.

Wie schön, o Mensch mit deinem Palmenzweige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit!
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg!

— diesen hohen Menschenbegriff, diese Fülle von Aufgaben, die dem wahren Mann und Menschen gestellt sind, um das Leben seiner Zufälligkeit und Vergänglichkeit zu entkleiden und zu einem würdigen und bestandhabenden Ganzen zu machen, nahm Beethoven

ſicher in ſein Herz auf. Seine Kunſt ward ihm der hohe, heilige Beruf, Menſchen zu bilden und zum Bewußtſein ihrer ſelbſt zu bringen. „Raſtlos bethätigt ſich der Mann", war dabei ſein Spruch, und wie ein lang verhaltener Quell ſtrömt es jetzt mit zahlreichen edelſten Werken aus den verborgenen Tiefen ſeines Innern hervor.

Ward nun dabei auch der äußern Gefälligkeit ſeiner Kunſt, die ja wohl ein anmutig befangenes und reines Spiegelbild aller eigentlichen Lebensbewegung ſein kann, ein beträchtlicher Spielraum gegeben, ſo daß in Liedern und Sonaten wie ſelbſt in Trios, Quartetten und Symphonie ein wahres Füllhorn neuer muſikaliſcher Schönheiten über die freudig erſtaunte Welt ausgegoſſen ward, ſo blieb doch Beethovens eigenſter „aufgeſchloſſener Sinn" auf die Verkündigung einer edlen, ſtolzen Männlichkeit gewendet, von der zunächſt die Beſſerung der Zeiten und das Heil der Welt abzuhängen ſchien. Aller ernſten Männer Augen waren damals auf den leuchteten Freiheitsſtern gerichtet, der in der franzöſiſchen Revolution aufging. Und als gar deren Ziel und Meinen in einem einzigen Menſchen ſich verkörperte, der zudem ganz Mann und That war, — als der junge General Buonaparte mit glänzenden Siegen die hochgefeierte „Freiheit" in alle Lande trug, da flammten die Geiſter auf für dieſen großen Freiheitshelden, der die glorreichſten Zeiten der Geſchichte wiederherſtellen ſollte, und kein Konſul der

großen römischen Republik erschien größer, als diese Gestalt des ersten Generals und bald auch ersten Konsuls der neuen französischen Republik.

Was ist da begreiflicher, als daß auch Beethovens Wesen in aufflammendes Zustimmen geriet, als im Jahre 1798 der spätere König von Schweden, General Bernadotte, der damalige Gesandte Frankreichs in Wien, als grenzenloser Verehrer Napoleons dem großen Künstler, der ihm hier begegnete und dessen ebenfalls heldische Geistesart er sehr wohl erkannt haben muß, den Vorschlag that, dem größten Manne der Zeit ein Denkmal in Tönen zu setzen! — Er hat es gethan, und zwar auf eine Weise, die an Dauer wie an Größe alle andern dem großen Feldherrn und Herrscher gesetzten weit übertroffen hat. Denn er setzte dieses Denkmal dem Geiste, der nach aller wahrhaft Tüchtigen Annahme in dieser Erscheinung waltete. Und ward auch die Heroische (3.) Symphonie, die aus diesem Vorschlag hervorgegangen ist, erst volle 5 Jahr nachher fertig, sie giebt uns doch den Geist wieder, der die ersten Mannesjahre Beethovens beseelte und der, größer und wahrer als der Geist Napoleons vom Wahnwitze des Uebermenschentums frei blieb und also als fruchtbarer Trieb zu schönstem Menschheitsbilden im Künstler fortwirken konnte.

Bald aber kam dazu noch ein Größeres, Tieferes, als die bloße Geschichte es bietet und schafft.

„Frei durch Vernunft!" — auch dieses Wort nahm

dieſer jugendkühne Siegfried nach ſeinem allernächſten Sinn und achtete im Gefühl des kräftigſten Lebenstriebes und im Sturm des höchſten Strebens nicht der Schranken, die eine unumgängliche Notwendigkeit dieſer unſerer Vernunft, unſerem Wollen ſetzt. „Du ſollſt der Schlange den Kopf zertreten, und ſie wird dich in die Ferſe ſtechen", ſagt urälteſte Wahrheitsverkündigung. Volle Rückſichtsloſigkeit gegen ſein phyſiſches Daſein, zumal in den Augenblicken höchſter Schaffensluſt, zerrüttete früh ſeine körperliche Geſundheit und, was ſchlimmer erſchien, griffen ihm an denjenigen Sinn, der, wie er ſelbſt ſagt: „bei mir in einem vollkommeneren Grade als bein andern ſein ſollte, den ich einſt in der größten Vollkommenheit beſaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache haben, noch gehabt haben!" —

„Mut! — Auch bei allen Schwächen des Körpers ſoll doch mein Geiſt herrſchen, — 25 Jahre, ſie ſind da, dieſes Jahr muß den völligen Mann entſcheiden," hatte er ſich zugerufen, als die erſten Spuren ſolchen Nachlaſſens der Geſundheit und ſeiner Folgen ſich zeigten. Allein mehr ſagt uns, was bei dieſem erſten Gewahrwerden einer furchtbar drohend erſtehenden dunklen Schreckensgeſtalt in ſeinem Leben als Tonlaut und Aufruf aus ſeiner Seele hervorging, jenes pochend behauptende Motiv des erſten Satzes der C-moll-Symphonie! — „So pocht das Schickſal an die Pforte!" hat mehr als 20 Jahr ſpäter er

selbst dieses männlich sich aufreckende und todeskühn dreinschlagende rhythmische Motiv charakterisiert, und wir wissen heute, daß dasselbe aus der gleichen Zeit von „des Jahrhunderts Neige" stammt, in der die ersten Quartette (Op. 18) entstanden, die nur hin und wieder den tiefernsten und oft wildtrüben Sinn dieses vom Schicksal so früh und so schwer Getroffenen aufdecken, aus dem sich allmählig eine höchste und edelste Anschauung von Welt und Menschheit, ein ebenso starker wie idealer Glaube an unser Glück gebären sollte. Und schon jetzt scheint er solche Lösung des Leids zu ahnen: auch das von seligster Glücksempfindung überströmende Adagio jener Fünften Symphonie entstand damals.

Eine hohe Spur war also gefunden, sie konnte zu höchsten Dingen leiten. Den Zeitgenossen erschienen in seinen ersten Sonaten und Konzerten „viel Schönheiten", in dem so beliebten Septett „sehr viel Geschmack und Empfindung", in seiner Ersten Symphonie „viel Kunst, Neuheit und Reichtum von Ideen". Die Augen der Kunstfreunde wie der bloß genießenden Menge richteten sich auf ihn, man ahnte, selbst nach Haydn und Mozart, große Dinge. Niemand aber wußte, was den Künstler selbst damals innerlich erfüllte und in furchtbarster Verzweiflung bis an die Grenzen der Existenz selbst führte.

Denn was schreibt er am 1. Juni 1801 an einen vertrauten Freund nach Kurland, um die gequälte

Seele zu erleichtern? Er wünſcht ihn zu ſich nach Wien. „Denn dein Beethoven lebt ſehr unglücklich, im Streit mit Natur und Schöpfer,“ ſagt er und kommt zu jenem erſchreckenden Ausruf, wie ihn nur tiefſtes Unglück, ſchwerſte Störung im ganzen eigenen Sein und Wollen erzeugt: „Schon mehrmals fluchte ich letzterem, daß er ſeine Geſchöpfe dem kleinſten Zufalle ausgeſetzt, ſo daß oft die edelſte Blüte dadurch vernichtet und zerknickt wird.“ Wenig Wochen darauf aber wendet er ſich vertrauend an einen anderen Freund, der zugleich Arzt iſt, Dr. Wegeler in Bonn. Er bittet um Rat und Hilfe, und wir hören: „Ich kann ſagen, ich bringe mein Leben elend zu. Seit zwei Jahren faſt meide ich alle Geſellſchaften, weil's mir nicht möglich iſt den Leuten zu ſagen: ich bin taub! — Ich habe ſchon oft — mein Daſein verflucht. Plutarch hat mich zu der Reſignation geführt. Ich will, wenn's anders möglich iſt, meinem Schickſale trotzen, obwohl es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichſte Geſchöpf Gottes ſein werde.“

Und als der Freund ſich ſeiner angenommen und nun neuen Bericht begehrt, antwortet er am 16. Nov. 1801, daß es ihm zwar im ganzen beſſer gehe, — aber „dieſes Uebel!“ — „O die Welt wollte ich umſpannen von dieſem frei!“ ruft er dabei aus. „Meine Jugend, ja ich fühle es, ſie fängt erſt

jetzt an. Jeden Tag gelange ich mehr zu dem Ziel, das ich fühle, aber nicht beschreiben kann. Nur hierin kann dein Beethoven leben. Nichts von Ruhe! — So glücklich als es mir hienieden beschieden ist, sollt ihr mich sehen, nicht unglücklich! Nein das könnte ich nicht ertragen. Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht. O es ist schön, das Leben tausendmal leben!"

„Durch Nacht zum Licht!" — Welch überströmendes Lebensgefühl! Wir werden noch hören, was für ein neues und schönstes Glück hinzugekommen war, durch die Liebe eines „lieben zauberischen Mädchens." Und wem war solche Liebe nötiger als ihm, der „öde und traurig sein Leben zubringen mußte", seit „der neidische Dämon, seine schlimme Gesundheit ihm einen schlechten Stein ins Brett geworfen?" Es strahlt und sprüht aus seinem Schaffen, dieses Glück, und was ist alles, was er bisher von unserem Innenleben ausgesprochen, gegen die Sonate in D-moll Op. 31 II., deren wundervoll dramatisch bewegter erster Satz bestimmt in diesen Herbst 1801 fällt und die zuerst wie in persönlicher Rede von persönlichsten Dingen zu reden scheint! Was ist gegen solche Herzenspoesie selbst jene Adelaide, die doch schon damals so allgemein geliebt war, weil sie reine Zärtlichkeit zu atmen schien? Und doch war sie nur ein anmutig klares Nachsprechen Mozartscher Seelenlaute von

Liebe und Glück. Liebe und Glück oder was sonst hier als Inhalt des sprühendsten Lebensgefühles gelten mag, spricht aber so innig wahr und schön wie Mozarts Weisen sind, erst mit jener D-moll-Sonate auch dieser Beethoven in selbsteigenen Worten aus, und auf welchem Grunde ernstesten Mannesstrebens, auf welchem Grunde tiefster Leiden um dieses höheren Strebens willen!

Und doch ward sie untreu, deren Liebe hier wahrhaft neues Leben aus Leiden hatte erblühen lassen? — Wir werden davon noch hören. Aber wie hoch mußte er Treue achten, dem die Liebe schon solch ein höchstens Lebensgut hatte dünken müssen! —

Nach kurzer Scheinbesserung nimmt das Gehörleiden wieder zu, mit ihm die schrecklichste innere Verwirrung. Wem Beethovens Töne nicht redeten, — und welchem wirklichen Menschengemüte blieben sie stumm? — dem würde das Schriftstück reden, das er, nachdem auch die „schönen Sommertage" keine Linderung gebracht, am 6. Oktober 1802 im Dorfe Heiligenstadt bei Wien verfaßte und das, weil es an seine beiden Brüder als die Erben gerichtet ist, den Namen „das Heiligenstädter Testament" erhalten hat.

„O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheint," beginnt es hier. „Mein

Herz und mein Sinn waren von Kindheit für das zarte Gefühl des Wohlwollens, selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenkt nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen! — Mit einem feurigen lebhaften Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft mußte ich mich früh absondern, einsam mein Leben zubringen ....." Dann erzählt er, wie in diesem Sommer einmal jemand neben ihm stand — es war sein Schüler Ferdinand Ries — und von weitem eine Flöte hörte und ernichts hörte. „Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig und ich endigte selbst mein Leben!" sagt er. „Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte."

Und dann kommt ein religiöser Aufblick, der uns die schönsten und erhabensten Stellen seiner eigenen Werke wie mit Worten erklärt:

„Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun darin hausen. O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir unrecht gethan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen seines Gleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles gethan, um in die Reihe

würdiger Künſtler und Menſchen aufgenommen zu werden."

Weiter verfügt er über ſein kleines Vermögen, deſſen Hauptwert ein Quartett edler Streichinſtrumente bildete, das ſich jetzt auf der Berliner Bibliothek befindet und ruft den Brüdern zu: „Empfehlt euren Kindern T u g e n d, ſie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld! Ich ſpreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich ſelbſt im Elende gehoben. Ihr danke ich nebſt meiner Kunſt, daß ich durch keinen Selbſtmord mein Leben endigte. Lebt wohl und l i e b t e u c h."

„So wär's geſchehen, mit Freude eile ich dem Tode entgegen," ſchließt er. „Kommt er früher als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunſtfähigkeiten zu entfalten, ſo wird er mir trotz meinem harten Schickſale doch noch zu früh kommen, ich würde ihn wohl ſpäter wünſchen. Doch auch dann bin ich zufrieden. Befreit er mich nicht von einem endloſen leidenden Zuſtande? — Komm wann du willſt, ich gehe dir mutig entgegen."

Und ſo tief iſt die Trauer in ſein Leben eingedrungen, daß er einige Tage nachher nochmals die Feder ergreift, die ſonſt nur dem Dienſt ſeiner Muſe geweiht war und da die inneren Wunden der Schöpfung durch die ſteten Wunder einer zweiten ſchöneren Schöpfung, wie man die Kunſt genannt, heilen half. Es iſt ein wahrhaft ergreifendes Bekenntnis ſeines Lebensleids:

„So nehme ich denn Abschied von dir, und zwar traurig. Ja, die geliebte Hoffnung, die ich mit hierher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilet zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist auch sie für mich dürr geworden. Selbst der hohe Mut, der mich oft in den schönen Sommertagen beseelt, er ist verschwunden."

Er schließt mit der schmerzlichen Bitte:

„O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist der wahren Freude innigerer Widerhall mir fremd. O wann, o wann, o Gottheit, kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen? Nie? — nein — o es wäre zu hart!" —

So klagte dieser Mann, dieser Künstler, und was wußte die Welt davon? — Aber dann, im nächsten Frühjahr 1803, trat er vor sie hin und verkündete ihr wenigstens, was „trotz allen Hindernissen der Natur" ein würdiger Künstler und Mensch zu thun und wie er dabei dennoch sogar „hohen Mutes" zu sein vermöge, — verkündet es vor allem in jener Zweiten Symphonie, die in diesem trüben Herbst in Heiligenstadt fertig geworden war. Und wenn man diese neuen Werke im allgemeinen auch mehr anstaunte als begriff: daß hier etwas bislang unerhörtes Kühnes, Großes und Erhabenes sich äußerte, das ahnte dumpf selbst die Menge der bloß Genießenden in der Kunst.

Ja ein Berichterstatter jener Zeit erhebt sich sogar zu dem Verständnis des Glanzes und der Kraft, die sich wie Morgenrot schon in diesen ersten Werken zeigen, mit dem Wort über das Oratorium „Christus am Oelberg“: „Es bestätigt mein schon lange gefaßtes Urteil, daß Beethoven mit der Zeit eben die Revolution in der Musik bewirken kann wie Mozart. Mit großen Schritten eilt er dem Ziele entgegen.“

Als aber dann ein solcher „großer Schritt“ und zwar einer der größten ebenfalls kund ward, — als in dem Adagio der Dritten Symphonie, der „heroischen“, wirklich das Leid jener Bekenntnisse Ausdruck gewonnen und sich zum tragischen Gefühl der Hemmung und Vernichtung alles Großen und Wahren in dieser Welt erhoben hatte, ja, da fand man darin „des Grellen und Bizarren allzuviel“ und sah nur „ein ganz ungebändigtes Streben nach Auszeichnung und Sonderbarkeit, das aber nirgends Schönheit oder wahre Erhabenheit und Kraft bewirkt habe“. Beethoven selbst aber soll, als man vor allem die große Länge dieses Werkes beklagte, geantwortet haben: wenn er eine Symphonie schreibe, die eine Stunde dauere, so werde man sie wohl kurz genug finden! Und Thatsache ist, daß er auch den beifallklatschenden Teil des Publikums „keines Kopfnickens würdigte“. Er wußte, was er an Leid und Schauen, an Erhebung über das gemeine Dasein und Ermutigung zu Kampf

und Wirken in dieses erste vollgültige Zeugnis seines Genius hineingearbeitet hatte und was es wert war. Was galt ihm die vielköpfig wandelbare Menge?

Aber dem das Werk gewidmet war und zwar mit der Aufschrift, der einfachsten von der Welt: „Buonaparte — Luigi van Beethoven", war er desselben würdig geblieben? — Es existiert ein Bericht, der zu charakteristisch für Beethovens Auffassung der Kunst wie des Lebens der Menschheit, dessen Deuterin sie sein soll, erscheint, als daß er hier fehlen dürfte. Jener Schüler Ries erzählt nämlich:

„Ich war der erste, der ihm die Nachricht brachte, Bonaparte habe sich zum Kaiser erklärt, worauf er in Wut geriet und ausrief: „Ist der auch nichts anderes wie ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird er auch alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeize fröhnen. Er wird sich nun höher als alle anderen stellen, ein Tyrann werden!" Beethoven ging an den Tisch, faßte das Titelblatt oben an, riß es ganz durch und warf es auf die Erde. Die erste Seite wurde neu geschrieben und nun erst erhielt die Symphonie den Titel: Sinfonia eroica." — Das war Manneszorn.

Allein die Ideen, die hier Ausdruck gefunden, jene Begeisterung für Menschenrecht und Freiheit, die hier in einem so mächtig weltbewegenden Heldenleben und der ergreifenden Feier des Todes eines solchen Menschheitshelden sich mit erhaben kühnen Harmonien und Rhythmen ausspricht, — alles dies war nicht ver-

loren und sollte bald genug Gelegenheit finden, der erhebende Hintergrund zu einem echtesten und schönsten menschlichen Thun zu werden.

Die innerlich große Gestalt nämlich, die sich schon in den allererſten Werken Beethovens kund thut, war doch nicht ganz verborgen geblieben. Vielmehr schon jene Aufführung des „Christus am Oelberg" im Frühling 1803 hatte dem Künstler den Auftrag gebracht, für das Theater an der Wien eine neue Oper zu schreiben, und zwar unter Bedingungen, die zugleich ihm selbst eine sorgenfreie Existenz zu bieten versprachen. Aeußere Umstände ließen diesen Plan nicht zur Ausführung kommen. Jetzt im Jahre 1804 aber, wo auch die Eroica zu Gehör der Kenner gekommen war, machte die neue Direktion jenes Theaters dem „eben in voller Jugendkraft stehenden" Beethoven den gleichen Antrag. Es war Fidelio, was daraus hervorging.

Was brauchen wir ein Wort zu verlieren über den Gehalt und die Schönheiten dieses unsterblichen Werks? Ein edler Streiter für Freiheit und Wahrheit schmachtet durch die Gewaltthat eines persönlichen Feindes im Kerker: seine Gattin Leonore legt Manneskleidung an, um im Gefängnis Dienst nehmen zu können, und befreit den Gatten in dem Augenblick, wo ihm sein „Mörder" den Tod anthun will, — befreit mit ihm die Menge der ebenfalls durch politische Tyrannei leidenden Gefangenen. „Es sucht der Bru-

der seine Brüder!" und „Töt' erst sein Weib!" — diese beiden Worte bezeichnen uns die ganze Atmosphäre des Werkes und den Aufschwung zu kühnem Mannesthun selbst im schwachen Weibe. Wo „Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun hausen", erzeugt sich auch die edelste Liebe und opferfähigste Treue gegen den Geliebten.

Und glaubt man, daß dieser hohe Sinn der Zeit, in solchem Gewande sich darstellend und so mit dem eigenen Herzblut geschrieben, der Zeit unverständlich geblieben wäre? Ob die ungünstigen Umstände, vor allem die Invasion der Franzosen in Wien im Herbst 1805, das Werk nicht zum vollen Eindringen kommen ließen und nach der neuen Umarbeitung im Frühjahr 1806 der Künstler selbst dasselbe in dem momentanen Wahne, es werde nicht geziemend gewürdigt oder doch nicht genügend ausgeführt, von der Bühne zurückzog: — es haftete nach seinen Haupteindrücken und entscheidenden Motiven, sowie sie sich zugleich in dem Spiegelbilde rein instrumentaler Kunst, in der großen Leonoren-Ouvertüre darstellen, tief in dem Gemüte aller deren, welche die Kunst als ein Stück des Lebens der Menschheit im Herzen tragen, und wir werden ihm als einem entscheidenden Stück der eigenen Lebensgeschichte Beethovens bald wieder begegnen.

Aber diese Mitfühlenden blieben vereinzelt und verborgen oder waren doch nicht imstande, den Künstler, der solches schuf, ans volle Licht hervorzuziehen und in

die richtige Kunſt- und Lebensſtellung zu ſetzen. So zog denn nach ſolchem ſcheinbaren Scheitern ſeines beſten Wollens dieſer ſelbſt tief trübgeſinnt ſich in die Einſamkeit und in die Welt ſeines Inneren zurück. Und wahrlich, ſie bot ihm mehr als die in ihrer Gunſtbezeugung wogend wechſelnde Außenwelt. Und was hatte er nicht noch alles zu leiſten, wozu fühlte er ſich nicht noch „aufgelegt"? — „So pocht das Schickſal an die Pforte!" und „Kann ich im Tempel der Natur und der Menſchen ihn wieder fühlen, der wahren Freude innigeren Widerhall?" das waren die Themen, die ihm das Leben ſelbſt aufgegeben hatte. Sollte er ſäumen, ſie zu löſen? Sollte er an einem Leben verzweifeln, das ihm ſelbſt ſolch hehre Aufgaben geſtellt, ſolch erhaben freudebringendes Thun für alle Nachwelt auferlegt?

Der innere Zuſammenhang des Lebens, das tragiſche Verhängnis des Menſchſeins, es klärt ſich ihm auf. Kühn kämpft ſein freier Menſchenſinn gegen das Schickſal äußerer Gebundenheit an, — es iſt ein mannesmutiges Behaupten, ein Aufrufen der eigenen Kraft und des eigenen Rechts in dieſem 1. Satz der C-moll-Symphonie, wie es in der wortloſen Tonkunſt ſo deutlich redend und uns ſelbſt wieder aufrufend noch nicht gehört worden war. Und was gilt's, er hat den Sieg? „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!" — dieſen Stolz und Triumph der höheren Kraft ins menſchliche Bewußtſein überſetzt, und wir haben die perſönliche

Darlegung, die thatsächliche Behauptung jenes hohen Menschensinns, der seiner Abkunft vom Ewigen und Allmächtigen gewiß ist! Daher selbst bei allem Anklingen wunder Wehmut in dem Andante, welch zutrauende Hingabe, welch innere Gewißheit des Sieges! Und wo waren bisher Klänge, Fanfaren dieses sicheren Sieges unseres besseren Wollens zu vernehmen von solcher jubelnden Macht, von solcher strahlenden und allentzückenden Herrlichkeit wie in dem Finale dieser Symphonie? — nach jenem Scherzo, in dem sich durch Kampf und Leiden alle Lebensgeister neu gesammelt und neu geboren mit geheimnisvoller Macht wie von allen Seiten kämpfend, siegend, aufringend ans Licht hervordrängen!

In diesem Werke, in dieser Fünften Symphonie, das müssen wir uns sagen, ist Beethoven selbst geboren, der große freie kühne Beethoven, dessen Kraft inneres Licht, dessen Schild der hohe und wahre Zweck der Menschheit, Freiheit, Glück, Selbstsein ist! — Das ist Mannes-Werk. Die Hemmung, die Not ist überwunden, das Leben von innen heraus befreit. So scheint es möglich in lichter Geistesrüstung und kühnem Lebensmut das Leben selbst im freudigen Sturme zu erobern, zu besitzen, zu bewahren. Es ist ein laut aufrufendes Wort an jeden, der Glück und Freiheit gewinnen will. „Du hast sie zerstört, die schöne Welt, mit mächtiger Faust!“ singt Goethe, —

Mächtiger der Erdensöhne,
Prächtiger baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!"

Der Sinn des Lebens ist ins Bewußtsein getreten, und jedem ist in die Hand gegeben, das Leben seiner Bedrängung und Vergänglichkeit zu entkleiden und zum unvergänglichen Gut zu erheben.

Diesen Beethoven also müssen wir uns stets vergegenwärtigen, um sein Leben, um sein Leiden zu verstehen. Sein Dasein mußte ein steter kühner und doch oft fast hoffnungsloser Kampf sein. Mit todeswunder Brust sucht er nun selbst „der Freude innigeren Widerhall", sucht das Glück „im Tempel der Natur und der Menschen." — Und dies ist die sechste, die Pastoral-Symphonie, „Erinnerung an das Landleben" überschrieben. Hier hören wir denn vom „Erwachen heiterer Empfindungen bei Ankunft auf dem Lande", erleben eine Scene am murmelnden Bach mit dem Frieden der Natur im munteren Vogelgesang, ein „lustiges Zusammensein der Landleute" mit Tanz und Spiel, bis Gewitter und Sturm heranbringen und endlich die überstandene Mahnung an die Schrecken der Natur und des Lebens mit „frohen und dankbaren Gefühlen" gegen die höhere Macht des Daseins besungen wird.

Und dieses letztere ist für Beethoven selbst der letzte Sinn und Zweck, wie das Resultat seiner inneren Hinwendung zu einer Macht, die uns von Not und Drang

des Daſeins befreit. Was waren ihm die Lebensmächte, die er bisher kennen gelernt? Die Freiheitsbewegung, die er ſo hoffnungsreich geprieſen, hatte der Wind verweht. Das eigene Lebensglück, ſoweit er es in Menſchen, in Liebe und Treue der Herzen geſucht, es war zerſpellt, verſchollen. Die Natur, ſie ſchien getreu zu bleiben und blieb es ihm auch nach dem Maß ihrer Spenden zeit ſeines Lebens. Allein was war ſie? Ein ſtummes, totes Bild und bloß äußeres Gewand der lebendigen Lebensmächte, die dieſes Gemüt ſuchte. Gleichwohl ſucht und findet er auch hier den Hauch eines höheren Waltens, deſſen er ſtets aufs neue und ſo innerlich bedarf.

Ja das „Herr wir danken dir", das in dieſem rein inſtrumentalen „Hirtengeſang" deutlicher redet, als wenn er nach ſeiner urſprünglichen Abſicht Worte und Chor hinzugenommen hätte, es gewinnt in der gleichen Zeit noch einen beſonderen und direkt auf das Ziel losgehenden Ausdruck, in jener erſten Meſſe, die er im Jahr 1807 geſchrieben. Allein wie auch dieſes Werk von empfindungs- und mehr noch geiſt- und phantaſievollen Zügen dieſes Menſchen und Künſtlers erfüllt iſt, es hat doch ebenfalls bloß das Gewand der Sache ergriffen, das hiſtoriſche Gewand und Erſcheinen des Chriſtentums ſtatt deſſen ewigen Sinnes und Gehaltes: ja man geht nicht fehl, von wirklicher Religion das heißt von einem unmittelbaren Empfinden und Erfaſſen eines Lebendigen und Allwaltenden faſt jener

Paſtorale mehr zuzuſchreiben als dieſer Meſſe in C-dur.

Jedoch das Bedürfnis, das tief menſchliche Bedürfnis nach einem höheren Halt, nach dem Weſen anſtatt des Scheins und der Erſcheinung war erwacht, und wir wiſſen heute und werden es auch hier zum Schluß noch erkennen: dieſes heilige Bedürfen der Menſchennatur konnte nicht eher ruhen, als bis es ſeine volle Befriedigung im rechten Ziele gefunden hatte. Die eigene Kunſt führte unſeren Meiſter ſtets aufs neue zum Suchen dieſes letzten Zieles. Und wie viel mußte er des eigenen Leids noch erleben, wie viel dieſes unſterblichen Bedürfniſſes im ganzen Menſchengeſchlecht und der Wonne ſeiner Befriedigung noch erfahren, ehe er nun ſelbſt auch in Sinn und Ausdruck das Ganze traf und uns dauernden Beſitz, ſtets ſich erneuende Wonne und Erhebung in ſeiner Kunſt hinterlaſſen konnte! —

In der Geſchichte ſeines eigenen Lebens treffen wir weiter von neuem auf eine entſcheidende Begegnung mit ſeiner Zeit und der ihn umgebenden Welt, von der er wie der geringſte Sterbliche abhängig war und die er doch ſtets wieder über ſeinem Schaffen, über dem Schauen in ein Ewiges völlig vergaß. Am 22. Dez. 1808 war jene erſte Vorführung der Fünften und der Sechſten Symphonie, die der Welt oder doch der Wiener Welt, die allerdings damals den Areopag in Dingen der Muſik bildete, zuerſt ohne Hehl und Fehl das echt menſchliche Geſicht, den hohen

Mannesernst dieses Künstlers zeigte, der seine Musik für eine Offenbarung hielt, „höher als alle Weisheit und Philosophie". Allein wieder und noch mehr als zuvor war stummes Staunen der letzte Eindruck selbst bei den Besseren, verwundertes Staunen vor solcher Größe und Energie menschlicher Art und Eigenart. Etwas anderes hätte schon die Mangelhaftigkeit in der Ausführung all der produzierten Werke nicht gestattet. Aber dieses Gefühl bekundet sich durch seine Wirkung in die spätere Zeit.

Das nächste aber, was diesem Geiste zum Bilde des Lebens, zur Darstellung der allgemeinen Lebensbewegung wird, ist die herrliche Erhebung Oesterreichs d. h. des deutschen Volks gegen den Erbfeind Napoleon, dem Beethoven selbst einst ein hohes Denkmal geplant hatte. Oesterreich feierte im Jahre 1809 seinen eigentlichen „Freiheitskrieg", dessen Erfolg allerdings erst die Jahre 1813 und 1814 aufwiesen, dessen erster Anruf an den deutschen Geist aber der eigentliche Grund und Wecker jener Bewegung war, die im Frühjahr 1813 vom Norden aus bald ganz Deutschland ergriff. Und sie führte zu der allgemeinen Erhebung der Nation, die endlich den Feind abwarf und was mehr gilt, das Gefühl der Gemeinsamkeit deutschen Geistes und Lebens wiedererzeugte, deren Früchte unsere Zeit endlich zu genießen beginnen soll.

Und dies war es, was in der hellseherischen Weise des echten Künstlers Beethoven sich ersah, als die

glänzend frohe Bewegung durch die Völker Oeſterreichs ging und alles zur That, zum Opfer ſeiner ſelbſt begeiſterte. Es war vielleicht einer der frohſten Augenblicke des ganzen öſterreichiſchen Lebens. Denn nicht mehr der Soldat, der gedungene Krieger, — das Volk ſelbſt ſtand zu den Waffen, das Volk in Fürſten und Großen, wie in Bürgern und Bauern. Und ſein Führer, Erzherzog Karl, war wahrhaft ein Held ſolcher Allerhebung eines Volks für ſeine Befreiung, war es trotz der Schlachten von Aspern und Wagram, die, ſelbſt keine Niederlage, doch zu einer ſolchen in politiſcher Hinſicht führten.

Dieſes heitere Heldenſpiel des Krieges, freudiges Marſchieren zum Heil des Vaterlandes, zum Schutz von Weib und Kind, dieſes friſche Treiben der waffenfähigen Jugendkraft, es ward ihm, dem ſich ja der Wert des bloß Geſchichtlichen oder gar Politiſchen längſt enthüllt und zum Wechſelbilde eines allgemein Menſchlichen geklärt hatte, ein Bild froher Erhebung unſeres Weſens überhaupt, und zwar nicht des einzelnen, ſondern des ganzen Lebens zu ſeiner Befreiung und ſeinem Glück. Es entſtand die Siebente Symphonie. Und glänzender iſt dieſe Lebensſeite, das heitere Spiel der heldiſchen Kraft und des ganzen ſinnlichen Daſeins nebſt ſeinem Reſultat, dem ſicheren Siege, nie ausgeſprochen worden als in dieſem Wunderwerke inſtrumentaler Kunſt. Es ward aber auch als ſolches empfunden und bildete gewiſſer-

maßen die Introduktion, die erste frohe Siegesfanfare zur Neuerhebung des deutschen Lebens, zu dem wirklichen Sieg und zugleich zum ersten Erwachen des deutschen Wesens zu sich selbst und seinen höheren Aufgaben.

Denn — und mit dieser letzten Phase in Beethovens eigener Entwicklung bis zu dem Punkte, wo wir ihm nun persönlich begegnen sollen, nahen wir uns auch dem Ende dieses biographischen Zwischenspiels, — als nun die allgemeine Erhebung gegen den Allfeind Europas begann und zuerst Wellington bei Vittoria einen siegreichen Schlag auf ihn geführt, da konzentrierte sich der ewige Kriegslärm dieser ganzen letzten zwanzig Jahre infolge einer äußeren Anregung auch bei unserem Meister zu einem drastischen Bilde desselben mit allen Mitteln seiner Kunst bis zu dem letzten Schall und Knall, über die sie noch verfügen darf. Er schrieb jene Schlacht bei Vittoria, die wir ebenfalls schon nennen hörten, und die Aufführung dieses Werkes im Dezember 1813 zum Besten der bei Hanau Verwundeten löste den Bann, der, so sehr dieser Künstler den Geist der Zeit in sich aufgenommen hatte, doch bei der Masse noch immer auf dem Verständnis seines hochfliegenden Genius gelegen war. Sie ließ selbst die hier ebenfalls zuerst aufgeführte Siebente Symphonie mit wonnigster Freude in die jetzt befreiten Herzen eindringen. „Längst im In- und Ausland als einer der größten Instrumentalkom-

poniſten geehrt, feierte bei dieſen Aufführungen Herr van Beethoven ſeinen Triumph", ſagt ein Fachblatt, und ſelbſt die rein politiſche Wiener Zeitung, die alſo jedermann damals las, nimmt Notiz von dieſem Begebnis der Kunſt und weiß, daß der einſtimmige Beifall des überfüllten Saals enthuſiaſtiſch war und ſogar bis zur Entzückung ſtieg.

Jetzt folgte denn auch unmittelbar die Wiederaufnahme des Fidelio, und die neue Bearbeitung, an die der Künſtler aufs neue ſein volles Herz und ſein beſtes Können geſetzt hatte, traf zündend die Herzen der Menge und ſchlug ſelbſt die Kritik der „Kenner" in Banden. „Auch Beethovens herrliche Muſik bewunderte ich wieder in Fidelio," ſchreibt das Fräulein Giannataſio am 27. Juni 1814 auf. „Meinen erhabenſten Gedanken leihe Hoheit, führe ihnen Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!" hatte aber auch in dieſem Frühjahr der Meiſter ſelbſt in ſein Tagebuch geſchrieben. „Ungemeine Wirkung, ſtürmiſcher Hervorruf!" berichten die Blätter; und was die Hauptſache iſt, das Haus war jetzt ſtets gefüllt und man hoffte und wünſchte für Beethoven nur recht bald eine neue Dichtung im heitern Geiſte, „damit ſeine Phantaſie in die Regionen der Wonne geführt würde und ſeine Schöpfungen noch mehr den Geiſt des Entzückens atmen mögen."

Und begreift man jetzt, daß ein ſolcher Künſtler, auf den ganz Wien und Oeſterreich ſtolz war, nun auch

seinerseits dazu mitzuwirken berufen war, den „heiligen Augenblick" zu feiern, an dem die Fürsten Europas in der Kaiserstadt zusammentraten, um den ewigen Frieden zu besiegeln? Wir vernahmen oben von dem Konzerte zu Ehren der Wiener Kongreß-Gäste. Mehr als sechstausend Menschen füllten den Saal, es war die Elite der Stadt, ja Europas vertreten, und ein Publikum von so durchweg hoher socialer Stellung mußte auch eine für jene Zeit ungewöhnlich große Summe von Intelligenz und Bildung repräsentieren.

„Die ehrfurchtsvolle Zurückhaltung von jedem lauten Beifallszeichen verlieh dem Ganzen den Charakter einer großen Kirchenfeier: jeder schien zu fühlen, ein solcher Moment werde in seinem Leben niemals wiederkehren," berichtet ein Teilnehmer an dieser feierlichen Produktion. Doch durchbrach, wie dieser Augenzeuge vergessen hat, die Erregung wiederholt die Schranken einer Etiquette, die in Gegenwart der Herrscher kein anderes Beifallsbezeugen gestattet, und sogar die Wiener Zeitung kann von einem Moment nicht verschweigen, daß dabei „das Entzücken aus allen Anwesenden mit dem lautesten Beifall hervorgebrochen sei, der sogar die starke Begleitung des Komposítors weit übertönt habe."

So war denn aus der Enge einer besonderen Kunst und der bloßen Privatexistenz eines Künstlers mit Macht jener starke und kühne Geist ins Freie der Welt hervorgebrochen, der mit seiner ganzen daseinsfrohen

Zeit ſchon in der Jugend ſich für Begründung einer würdigeren Exiſtenz unſeres Geſchlechtes, als das bloße ſinnliche Dahinleben iſt, begeiſtert hatte und jetzt durch mehr als ein halbes Menſchenleben ernſten Mühens auch dahin gelangt war, den Sinn dieſes Beſtrebens der Zeit zu verſtehen und für ſein Geſchlecht nutzbar und fruchtbar machen zu helfen. Und man verſtand oder ahnte doch, was das Geſicht bedeutete, das ſich hier zuerſt vor einer ſolchen imponierenden Menge mit ſolch imponierender Größe und unwiderſtehlich eindringender Gewalt gezeigt hatte. Eine neue Fähigkeit kündigte ſich hier der Menſchheit an, das Innere der Welt und des Lebens zu vernehmen. Und was ſie mit dieſem neuen Sinn vernahmen, glaubte jeder zu kennen. Und jener kannte es, denn es war das Geheimnis ſeines eigenen Weſens, es war das Leben der eigenen Seele, der ſehnende Flug des eigenen Geiſtes, und darum ſtand man vor dieſem Mann wie vor einem Verkünder und Spender eines höheren und doch ſo recht eigentlich menſchlichen Daſeins.

Wie er ſelbſt aber dieſes ſein künſtleriſches Thun auffaßte und was ihm der letzte Zweck desſelben war, das ſagt uns wieder mit der vollen Unbefangenheit einer großen und reinen Seele ſein eigenes Tagebuch.

„Alles was Leben heißt, ſei der erhabenen geopfert und ein Heiligtum der Kunſt.“

so heißt es das eine Mal. Und das andere Mal, offenbar nach jener feierlichen Produktion, die, wie sie eine Vorführung der innersten Resultate seines Wollens und Meinens von der Welt war, ihm auch selbst den langen mühevollen Weg zu diesem ersten Ziele wie mit einem Blitz in hellster Erleuchtung gezeigt hatte und sein Inneres ermahnte, treu auszuharren, bis auf dieser letzten Wanderung, die dem vom Leben so schwer getroffenen und fast in sich erlahmenden Künstler noch bevorstand, auch das letzte Ziel erreicht sei, steht da:

„Die Ohrenmaschine womöglich zur Reife bringen, alsdann reisen! Dieses bist du dir, den Menschen und ihm, dem Allmächtigen schuldig. Nur so kannst du noch einmal alles entwickeln, was in dir alles verschlossen bleiben muß. Und ein kleiner Hof, eine kleine Kapelle, in ihr der Gesang von mir geschrieben, angeführt, zur Ehre des Allmächtigen, des Ewigen, Unendlichen!“ —

Er hatte die höchste Lebensspur gefunden, er sollte sie nicht mehr verlassen, bis das letzte Wort gesprochen, das dieser Mensch von Menschendingen zu sagen hatte. Wir werden auch davon noch hören. —

Und nunmehr können wir zu unseren Tagebuchnotizen selbst übergehen, wir sind jetzt dazu vorbereitet. Und eben daß die einsam stille und ganz absichtslose Schriftstellerin selbst von dem Geiste, der hier in solch hohen Siegesthaten an uns vorüberzog, innerlich an-

gerührt war und sein Wesen zum Prüfstein ihrer eigenen Natur und zum Gegenstand eines innersten Auflebens derselben machte, dies giebt solchen an sich unerheblichen Privataufzeichnungen und persönlichen Herzensergüssen etwas, das dieselben für alle diejenigen wertvoll macht, die Anteil an dem inneren Leben der Menschheit nehmen und wissen, daß nur mit den großen Thaten des Geistes wirklich „Geschichte gemacht", das heißt unserem Geschlechte weiter geholfen wird.

3. Selbstgeständnisse.

„Es ist das Bedürfnis zu lieben, der lebhafte Wunsch einen Gegenstand zu finden, der meine Gefühle teilt, der beseligend beseligt."

Wir kommen also zu den Aufzeichnungen der jungen Dame selbst.

Sogleich die erste derselben zeigt uns, wie die persönliche Bekanntschaft mit dem großen Künstler für ihr Herz auch dem fünfundvierzigjährigen halbtauben hypochondrischen Manne gegenüber im ersten Augenblick entscheidend geworden war. Schon am 30. Januar steht da:

„Die Tage beschäftigte mich Beethoven so sehr das heißt die Erwartung seines Neffen, daß ich mich fast schämte, destomehr, da ich Leopolds und Nannis Gedanken nicht so ganz unmöglich finde, als es manche finden würden. Wünschen kann ich es nicht, aber verreden kann ich es auch nicht. Denn ich glaube kaum, daß meine Verehrung seines Genies durch

näheren Umgang vermindert würde. "An Achtung könnte ich aber wohl gewinnen, wenn ich ihn so herzlich und gut fände, wie er uns geschildert wird und was ihn mir schon jetzt ungemein interessant macht."

Es ist bezeichnend für das wenn auch unbewußte, doch völlig sichere Gefühl des eigenen inneren Wertes, daß trotz aller fast schüchternen persönlichen Bescheidenheit ihr weibliches Empfinden sich sogleich mit solcher Bestimmtheit zu einem Manne erhebt, dessen geistige Bedeutung ihr ebenso bewußt war, wie alle Welt von seiner Weltberühmtheit wußte. Sie erfaßte in ihm mit instinktiver Ahnung den echten Mann und Menschen, der dem Künstler zu Grunde lag.

Derweilen hatte Beethoven nun selbst ein Billet an den Vater geschrieben, daß er den Knaben bringen werde. Zum Verständnis desselben ist jedoch vorzubemerken, daß die Mutter jenes Knaben, an sich zu Intrigue und jedem Uebermut geneigt und jetzt durch die Zurücksetzung von der Vormundschaft und die Verkürzung ihrer mütterlichen Rechte gereizt, alles versuchte, um sich an dem Vormund zu rächen und ihm das Leben sauer zu machen. Dazu kamen Streitigkeiten über den Nachlaß, da sie als eine wohlhabende Wiener Bürgerstochter einen Teil des Vermögens mitgebracht hatte, als dessen Universalerbe der Knabe Karl eingesetzt war. Und was für Beethoven selbst hier das Bedenklichste war: sie suchte auf alle mögliche Weise zu dem Kinde zu dringen und soll sogar einmal

als Mann verkleidet sich unter die Knaben des Instituts auf deren Spielplatz gemengt haben. Beethoven, der ungemein viel von dem Knaben hielt und sogar „seinem Namen durch seinen Neffen ein neues Denkmal zu stiften" gewillt war, — Beethoven fürchtete mit Recht die schlimmsten Folgen von solchem Verkehr, da die „böse Frau" das eigene Kind zu üblen Dingen, zu Lüge, Verstellung und allerhand Hintergehung des Oheims verführte. Wir werden noch genug davon hören, allein leider zugleich erkennen müssen, daß eine etwas gar zu hohe Meinung von der eigenen Aufgabe und die zu weit getriebene moralische Empfindlichkeit und Rigorosität gegen die Mutter schließlich das Unglück, das verhindert werden sollte, eine schlechte Erziehung und sogar sittliche Verderbnis des unglücklichen Kindes erst recht herbeiführten.

Das Billet Beethovens selbst lautet:

„Ich sage Ihnen mit großem Vergnügen, daß ich morgen endlich mein mir anvertrautes teures Pfand zu Ihnen bringen werde. — Uebrigens bitte ich Sie nochmals, durchaus der Mutter keinen Einfluß zu gestatten, wie oder wann sie ihn sehen soll. Alles dieses werde ich mit Ihnen morgen näher verabreden. Sie dürfen selbst auf Ihren Bedienten einigermaßen merken lassen, denn der m e i n i g e ward schon v o n i h r, zwar in einer anderen Angelegenheit, b e s t o c h e n. — Mündlich ausführlicher hierüber, obschon mir das Stillschweigen das liebste hierüber. — Allein Ihres

künftigen Weltbürgers wegen bedarf es dieſer mir traurigen Mitteilung."

Das Fräulein erzählt alſo weiter, ein neues Heft beginnend, und zwar bezeichnenderweiſe diesmal ohne Datum:

„Es iſt mir unmöglich mich jetzt mit etwas anderem zu beſchäftigen, als mit meinen angenehmen Gefühlen über unſere neue, ſo intereſſante Bekanntſchaft mit Beethoven. Er brachte den ganzen Abend bei der Mutter und mir zu und hat in der Zeit ſich als einen Mann von ſeltenem moraliſchem Gefühle, mit einem Worte ſich uns als einen ſo achtungswürdigen braven Mann gezeigt, daß mein Enthuſiasmus für ihn durch das gediegenſte Gefühl der Achtung erhöht wird."

Das ganze weitere Blatt iſt dann für eine freiere Stunde frei gelaſſen worden; jedoch ſcheinen die Eindrücke der folgenden Tage keinen Raum mehr zur Schilderung dieſes erſten näheren Zuſammenſeins gelaſſen zu haben. Die Wirkungen enthüllten ſich denn auch bereits am 22. Februar, und wir laſſen darnach die Auszüge ſelbſt nach ihrer vollen Ausführlichkeit, nur mit den notwendigen Erläuterungen und Ergänzungen aus Beethovens eigenen Briefen u. ſ. w. verſehen, hintereinander folgen. Es ſind allerdings durchweg nur die kleinen Erlebniſſe des häuslichen Daſeins und die Beobachtungen und Empfindungen eines beſcheidenen Frauenſinns. Allein, daß ihr

selbst diese an sich nicht eben bedeutenden Eindrücke so sehr klar werden, daß sie dieselben sogar zu Papier bringt und meistens auch in wirklicher Anschaulichkeit, beweist am besten jene höhere Anlage und Ausbildung, die wir oben von ihr aussagten, und wir werden denn auch in der Folge gar mancher richtigen Bemerkung und sogar feineren Beobachtung über Leben und Menschen und zumal über Beethoven selbst begegnen. Im allgemeinen aber haben wir uns hier, das sei nochmals betont, ganz in der Vorstellung eines einfachen Haus- und Frauenwesens der gebildeten Stände zu halten, das die Dinge durchweg auf das eigene Dasein und Empfinden bezieht. Nur daß stets alles mit edlerem Blick und schönem menschlichen Anteilnehmen betrachtet wird!

Da heißt es denn zunächst:

„Nur einige Worte von der gestrigen Abendunterhaltung. Beethovens Anblick erfreute mich, ich kann nicht m e h r sagen, denn gesprochen habe ich fast nichts mit ihm. Vorgestern abends war er bei uns und nahm vollends unser Herz ein. Dieser feste und gediegene Charakter gefällt uns so sehr an ihm, die Bescheidenheit und Herzlichkeit! Der Kummer, welchen ihm die unglücklichen Verhältnisse mit der Mutter machen, greift ihn sehr an. Das betrübt mich wahrlich, denn e r sollte ganz glücklich sein! Wenn er sich nur recht sehr an uns anschlösse und durch unsere herzliche Teilnahme Beruhigung und Heiterkeit fände!

„Der Vater fragte ihn, warum er uns bei der Kinderunterhaltung so bald verlassen habe, und er antwortete: ‚sein Gesicht gehöre nicht unter frohe Gesichter, und es drücke ihn so sehr, daß er es nicht mehr aushalten konnte!‘ — Ich fürchte sehr, daß im längeren näheren Umgange mit diesem braven vortrefflichen Menschen mein Gefühl für ihn mehr als Freundschaft werden dürfte und daß dann sehr viele unruhige Stunden mir bereitet wären; — dennoch will ich manches Unangenehme gern ertragen, wenn es nur in meiner Macht stände ihn heiter zu machen. — Duncker schrieb ich viel. Wie sehr wird ihn alles interessieren!“

„Den 23. Februar. Auch gestern war Beethoven den ganzen Abend bei uns. Nanni war bei der Probe, und ich und Mama ganz allein. Was ich, als Mama zum Vorlegen (für die Knaben) gegangen, mit ihm über seine Komposition und Musik überhaupt sprach, war mir ebenso interessant als die erneuten Bemerkungen, welche ich als Mensch über ihn machte. Mir wird es nicht leicht zuviel, mit ihm zu sprechen, obwohl die Unterhaltung sehr erschwert ist seines Unglücks wegen, doch besorge ich immer, daß es die andern geniert.“

„Den 26. Februar..... Vorgestern abends war Beethoven wieder mehrere Stunden in unserer Mitte. Dieser Abend hinterließ mir einen ungemein angenehmen Eindruck, welcher den Wunsch mit sich

führt, mehrere ihm ähnliche zu erleben. Er zeigt sich uns, oder vielmehr wir *sehen* ihn, immer mehr in jenem schönen Lichte, welches die wahrhaft *Guten* umgiebt. Was er von seinem Freunde erzählte, von seiner vortrefflichen Mutter, sein Urteil über Männer, welche sich mit ihm in eine Linie stellen, alles zeigt von einem ebenso gebildeten Herzen als Verstand. Ueberhaupt finde ich das meiste, was er spricht, wert aufgeschrieben zu werden, so richtig und gediegen ist es. Wenn ihm unsere Gesellschaft recht unentbehrlich werden könnte, so würde es mich recht glücklich machen!"

„*Den 2. März*. ..... Was war das? so rufe ich nach einem Gespräche aus, welches ich soeben mit Nanni über Beethoven führte. Soll er mir wirklich schon so interessant, ja so teuer geworden sein, daß mich der scherzhafte Rat meiner Schwester, mich nicht in ihn zu verlieben, recht sehr verdroß und schmerzte? Es ist ein Elend mit mir! Ich lasse mich von dem Gedanken hinreißen, ein Leben mit Liebe verwebt, wenn es auch manche unruhige Stunde mit sich bringt, sei besser als dieses leere tote Fortvegetieren eines warmen Herzens. Und es ist doch nicht wahr! — Ja wenn ich näher mit ihm bekannt werde, so *muß* er mir teuer, *sehr teuer* werden. Das soll er ja und darf es werden; warum gleich an eine nähere Verbindung denken, die ich bei genauerer Betrachtung fast für unmöglich halte?

„Wie kann ich aber auch so eitel sein zu glauben,

daß es mir vorbehalten wäre dieſen Geiſt zu feſſeln! Dieſen Geiſt? — aber dieſes Herz? Ja dieſes vortreffliche Herz wäre ganz nach meinem Sinn. Genug für lange über dieſen Punkt, es würde mir ganz die Unbefangenheit im Betragen mit ihm rauben. Auch habe ich, kleine Neckereien ausgenommen, noch nie mit Nanni ernſthaft darüber gedacht und geredet."

„Den 4. März. ..... Beethovens Geſchenk, die „Schlacht bei Vittoria", freute mich ungemein, eben ſo ſehr, daß er an uns dachte. — Was kann ich dafür, daß heute morgens bei einer nicht ſonderlich guten Laune, welches vermutlich Mamas Huſten die Nacht hindurch hervorbrachte, die erſten Worte jener Schrift, welche Karl mir beim Frühſtückmachen zu leſen gab und welche ihm ſein edler vortrefflicher Onkel geſchrieben hatte, Thränen entlockten. Heute iſt auch außer mir kein froher Tag. — Und dieſer Menſch iſt nicht ſo glücklich, als er es als Menſch ſein könnte!" —

„Den 7. März. Geſtern Abend wurde ich endlich von der Allgewalt der Muſik fortgeriſſen, und die unangenehme Stimmung, welche durch tauſenderlei Verdrießlichkeiten einen ziemlich hohen Grad erreicht hatte, verſchwand vollkommen. Auch auf die Uebrigen wirkte diesmal die Kraft des Schönen, und das war mir das liebſte. Beethoven hörte eine Weile zu; das ängſtete mich noch, ſeinetwegen, ſo ſehr ich gewünſcht

hätte, daß er den Abend vorher zu uns gekommen wäre. Wenn nur die fatalen Geschichten mit der Mutter ein Ende hätten! Der arme redliche Mann nimmt es sich so sehr zu Herzen, daß er noch krank werden könnte. Meinem teuren Duncker schrieb ich recht viel von Beethoven. Wenn er nur recht bald antwortete!"

Im Betreff jenes Vormundschafts- und Erbschaftsprozesses, der eine so große Rolle in Beethovens Leben von damals spielt, finde ich hier nur die eine Stelle aus einem Briefe des Meisters an den Vater Giannatasio Platz: „In Ansehung der Mutter ersuche ich Sie, sie unter dem Vorwande, daß er beschäftigt sei, gar nicht zu ihm zu lassen; kein Mensch kann das besser wissen und beurteilen als ich. Alle meine durchdachten Pläne für das Wohl des Kindes wurden hierdurch schon einigermaßen gestört. Ich wünsche, daß ich hierüber gar keine Besorgnis haben möge; ohnehin ist die Last schwer. Nach meiner gestrigen Unterredung bei dem Landrichter kann es noch Jahr und Tag dauern, bis man nur einmal bestimmt wissen kann, was dem K i n d e gehört. Soll ich bei diesen Sorgen auch noch wieder von den Besorgnissen, die ich durch Ihr Institut gänzlich für mich verscheucht glaubte, neuerdings bedrängt werden?"

Er beginnt leider schon Mißtrauen gegen das Institut selbst zu bekommen Das Fräulein aber fährt fort:

„D e n 11. M ä r z. Gestern im Gesellschaftskon-

zert war ich mit der Aufführung nicht zufrieden; demohngeachtet freute es mich Musik zu hören, Musik von unserem teuren Beethoven. Neulich abends war er mir wieder so lieb! Alles was er erzählt und sagt, hat so sehr das Gepräge des Echten, des Wahren! Wenn er nur recht oft käme, und er uns recht lieb gewänne!"

Zur Erklärung ist hier einfach einzuführen, was die „Leipziger Allgemeine Musikzeitung" damals meldet:

„Violinkonzert von Beethoven: Der Spieler verunglückte. — Beethovens Ouverture zu Egmont: Unverbesserlich ausgeführt."

Die mangelhafte Art, wie Beethovens Musik damals meist noch aufgeführt wurde, war eine der Ursachen, weshalb der Künstler auf das sonst so musikalische Wien nicht gut zu sprechen war und nach England zu gehen wünschte, wohin er allerdings schon Einladungsschreiben erhalten hatte.

Das Fräulein schreibt weiter:

„Den 12. März. Gestern abends hoffte ich lange vergebens, daß Beethoven kommen würde, ich war allein mit der Mutter, nur unsere gewöhnliche fatale Abendgesellschaft erschien. Endlich, als ich mich schon in das Geleise des gewöhnlichen Abends begeben hatte und etwas draußen zu thun hatte, läutete jemand, und siehe da, es war mein teurer Beethoven. Er hat wohl keine Idee, wie lieb er uns ist, und mir manchmal ganz besonders. Häßlich kam er

mir nie vor, aber jetzt fängt er mir sogar an zu gefallen, besonders sein liebes Wesen, er ist in allem originell, und was er sagt hat Gewicht."

Beethovens Gesicht gehörte allerdings nicht entfernt zu jenen, welche man „schön" nennt. Die etwas platt gedrückte Nase und der ziemlich breite Mund in Verbindung mit kleinen, fast stechenden Augen und einer dunkeln und obendrein pockennarbigen Haut gaben dem Gesicht etwas an einen Mohrenkopf Erinnerndes, das manche junge Dame „garstig" fand. Allein ein Maler, der ihn in jenen Jahren zeichnete, schildert ihn so:

„Beethoven sah stets ernst aus, seine äußerst lebendigen Augen schwärmten meist mit einem etwas finstern, gedrückten Blick nach oben. Seine Lippen waren geschlossen, doch war der Zug um den Mund nicht unfreundlich."

Eine Nachbildung dieser Zeichnung ist „Beethovens Brevier" vorgesetzt. Noch genauer aber berichtet derselbe Künstler — es ist der Professor Klöber, dessen anmutigen Vorhang, darstellend den Triumph der Galathea, die Besucher des Berliner Opernhauses kennen, — über Beethovens ganze Erscheinung so:

„Seine Kleidung bestand in einem lichtblauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weste und Halsbinde, wie man sich damals trug, doch war alles bei ihm negligiert. Sein Haar hatte die Farbe blau angelaufenen Stahls, da es bereits aus dem Schwarz

etwas ins Grau überging. Sein Auge war blaugrau und höchst lebendig. Wenn sein Haar sich im Sturm bewegte, so hatte er wirklich etwas Ossianisch-Dämonisches.“ Und ein anderer Bekannter jener Tage, A. Schindler, sagt: „Ein Jupiter sah zuweilen aus diesem Kopfe heraus.“

Besonders muß dieser Eindruck durch die herrlich gewölbte Stirne hervorgebracht sein, über der allerdings auch wie beim Zeuskopf in vollster Ueppigkeit „ambrosische Locken“ strotzten, und daraus begreift sich die folgende Anekdote, die in Wien kursierte: „In einer Gesellschaft pries einst eine Dame Beethovens Stirn nach Würde. Er blieb nicht unempfindlich gegen solches Lob, sondern ermannte sich und sprach: „Wohlan, so küssen Sie diese Stirn!“ Und die weibliche Anmut belohnte die männliche Geistesgegenwart auf der Stelle.“ Es war Maximiliane Brentano aus Frankfurt am Main, sie hat es später selbst erzählt, und Beethoven widmete ihr im Jahr 1821 die anmutige Sonate Op. 109 in E-dur.

Das Fräulein schreibt weiter:

„Den 14. März. Gestern abends war Beethoven wieder bei uns. Die Mama, Leopold und Nanni sprachen durch mich mit ihm. Leider, daß es so ist! Aber wie gern würde ich auch in die Länge dieses Aemtchen übernehmen! Er war sehr gut gestimmt, vermutlich, weil seine Vormunds-Geschäfte so glücklich sich enden. Wir sprachen viel über den Musik-

verein, lachten und ärgerten uns über die Einrichtungen in unserem Staate u. s. w."

Zur Erläuterung diene hier zunächst folgendes:

Die wenig Jahre zuvor gegründete, jetzt so berühmte „Gesellschaft der Musikfreunde" in Wien, die allerdings wegen des geringen künstlerischen Bildungsstandes ihrer dilettantischen Gründer im Anfange wenig leistete, nannte Beethoven meistens Gesellschaft der Musikfeinde. Wie ungünstig er über die politischen und anderen öffentlichen Institutionen des damaligen Oesterreich dachte, ist bekannt. Auch hatte er eben durch die Erfahrungen bei dem Vormundschaftsprozesse viel neuen Grund zu Spott und Tadel gewonnen. So begreift man, daß er in seinem Exemplar von Shakespeares „Kaufmann in Venedig" sich die Worte anstrich: „O, daß Landgüter, Ehrenstellen, Aemter nicht so niedrig erhalten würden, daß reine Ehre allemal durch Verdienst dessen gekauft würde, der sie trägt! Wie viele würden dann sich bedecken, die jetzt mit entblößtem Haupte stehen."

In ähnlichem Sinne schreibt er zu dieser Zeit an F. A. Brentano in Frankfurt, daß „unsre Regierung immer mehr zeige, daß sie regiert werden müsse." Das stets vergnüglich dahin lebende damalige „Wienervölkchen" machte ihm Spaß und Aerger zugleich, und er charakterisierte die Wiener mit dem Wort des „herrlichen Dulders" aus der überhaupt von ihm gern citierten Odyssee:

„Allda saßen stets der Faijaken hohe Beherrscher
Festlich bei Speis' und Trank, und schmausten von
. . Tag zu Tage".

Das Fräulein fährt also fort:

„Es freute mich sehr, daß er die Gedichte von Leopold (ihrem Schwager Schmerling) gelesen hat; denn daraus kann er recht erkennen, wie sehr wir ihn schon lange ehren. Als Leopold fortging, da wollte er auch gehen, Nanni ließ ihm merken, daß es uns nur angenehm wäre, wenn er noch bliebe, und er sagte „es schicke sich ja nicht für ihn, da er der jüngste Bekannte sei." Doch wir ermunterten ihn mit dem Bedeuten, daß wir nicht so sehr auf Etiquette sähen. Auch blieb er noch. Wie sehr es mich freut, wenn wir ihm recht lieb werden geworden sein. Ach, wenn wir ihm nur recht lieb würden! So wie Dunckern. Wird das wohl geschehen? Er könnte uns den Abgang dieses Freundes ersetzen, was die Gesinnungen betrifft, wenn auch nicht den gesellschaftlichen Umgang, denn der ist doch im ganzen ungemein erschwert."

„Den 17. März ..... Vorgestern war Beethoven den ganzen Abend bei uns. Nachmittags auf einen Sprung, um uns mit einigen Erstlingen des Frühlings (mit Veilchen) wie er sagte: uns den Frühling zu bringen. Dieses Erinnern an uns freute mich ungemein. Abends sprach ich viel mit ihm über Spaziergänge, Baden (den Kurort bei Wien) und die Geschichte mit Karls Mutter. Dieses reine unverdor-

bene Gefühl für Natur ist so schön an ihm! Die Festigkeit, mit welcher er seinem Werte nichts vergiebt in Rücksicht seines Lebens mit den Großen, gefällt mir ungemein. Sein Geständnis (der Art von Mißtrauen wegen vielen zusammentreffenden Umständen und dem Namen Schönauer, der wie wir wissen in einer ganz andern Hinsicht freilich gar nicht mit ihm harmoniert), welches uns vor kurzem so ängstete, belustigte mich und Nanni, die von der Probe zurückgekommen war."

Hier ist vorerst wieder zur Erklärung einzuschieben, daß der Advokat der Mutter des Neffen ebenfalls so wie der „gute harmlose Onkel" der Damen, Schönauer hieß und er es eben war, der mit seinen juristischen Künsten den Intriguen der Mutter sehr zur Hilfe kam und so den in allen Weltdingen unbeholfenen Beethoven oft in die schlimmste Lage und Sorgnis brachte.

Das Fräulein fährt also fort:

„Ich war oft mit ihm allein und besorgte ihm langweilig zu werden, aber er hätte ja weggehen können. Der Vater kam und wir zwangen ihn auf eine so herzliche Weise mit uns das Abendmahl einzunehmen, daß er da blieb und uns mit seinen ebenso originellen als richtigen Bemerkungen, seinen lustigen Wortspielen und manchen Beweisen der Zutraulichkeit recht sehr erfreute. Es war 12 Uhr, als er uns verließ. — Was

mich betrifft, wie wollte ich so gerne mir von dem Schlafe abbrechen, wenn es nur öfter geschähe!“

Es trat überhaupt durch diesen traulichen Verkehr in einer Familie, wo er sich durch seinen geliebten „Sohn“ ebenfalls so gut wie zu Hause fühlte, sein sonst so tief in sich verschlossenes Gemütsleben hier oft in vollem Reichtum hervor und man begreift, wie tief der Eindruck eines solchen ernsten Mannesweſens auf das junge Fräulein sein mußte. Sie schreibt weiterhin:

„Donnerstag den 21. März..... Es drängt mich, mich mit meinen Blättern zu beschäftigen, da ich, was seit heute vormittags in meiner Seele vorgeht, selbst meiner Schwester verschwiegen habe, welche sonst meine innersten Gedanken weiß. Kann ich mir es noch verhehlen, was mich in eine Stimmung brachte, in welcher ich immer weinen wollte? Ja es interessiret mich Beethoven auf jene eigennützige Weise, daß ich will, ich soll ihm auch ausschließend gefallen! Und der Gedanke, welchen der Vater durch das Erzählen von einer einst zu unternehmenden Reise (nach London), von seinen (Beethovens) Worten, daß er nie ein heiligeres Band knüpfen würde, als das ist, welches ihn jetzt an seinen Neffen bindet, — der Gedanke also, durch Verhältnisse getrennt von ihm zu werden, das bestimmte Aufgeben einer Phantasie — denn anders kann ich es nicht nennen, — welche mich ohne mein

Wissen recht sehr beschäftigte, hat jene Stimmung hervorgebracht.

„Ich schäme mich innig, daß ich es mir gestehen muß; aber derjenige möge mich richten, welcher mit einem Herzen, welches die Kraft in sich fühlt unendlich zu lieben, schon manchem Schmerze unterlegen, weil es seinen schönen Gefühlen nicht freien Lauf lassen konnte, und wenn es einen Gegenstand findet, den es mit all seiner Liebe umfassen könnte und hoffen dürfte, ihn dadurch zu beglücken, sich kalt zuschließen soll! —

„Ich fragte mich neulich, und öfters schon in trübarer Zeit, warum mir denn die kindliche und schwesterliche Liebe, welche eben doch die reinste ist, nicht genügen kann! Darüber ist aber schwer zu grübeln; und hier kömmt es nur darauf an, Herr seiner selbst zu werden, was mir bisher so schlecht gelungen ist. Bis ich denn diese Kraft und Ruhe werde erlangt haben, nehme ich mir vor, über diesen Punkt meiner Zukunft weniger nachzudenken oder vielmehr mir die Gedanken darüber zu versagen, in kindlicher Erwartung fortzuleben als treue Tochter, Schwester und Freundin. Dann werde ich allmählich zu reiferen Jahren gelangt sein, wo es mir dann nicht mehr so schwer fallen wird, den lebhaften unvernünftigen Wünschen meines Herzens Stille zu gebieten. Ein wenig Hoffnung würde dann freilich mein Leben erheitern, und ohne die erringe ich doch keine Ruhe. Darum will ich denn eben

hoffen! Schade nur, daß mir so oft einfällt, ich hoffe nur um das angenehme Gefühl zu haben, Glaube ist nicht bei meiner Hoffnung!

„Ich weiß es, daß ich viel geschrieben habe, was ich gar nicht denken sollte, aber mein Gefühl ist so überwiegend!

„Den 23. März .... Als ich nach Hause kam, hörte ich, daß Beethoven den ganzen Abend da gewesen wäre; er hatte mit der Mutter und den Kindern Kegeln gespielt und uns Shakspeare gebracht. Er hatte manches von seinen Eltern erzählt und von seinem Großvater, welcher ein wahrer Ehrenmann gewesen sein soll."

Von diesen Erzählungen Beethovens, die für die Kenntnis seiner Jugend so erheblich wären, teilt uns das Fräulein aus der Erinnerung leider nur die eine aber freilich sehr bemerkenswerte Thatsache mit: „Einmal sagte er uns, er sei mit Sprichwörtern erzogen worden, dann, er habe einen Jesuiten zum Lehrer gehabt!" Ihm also, so wenig wie seinem großen Vorgänger Gluck, hatte solche einseitigte Zucht und Lehre weder Phantasie und Geistesfreiheit zu lähmen, noch das Gefühl für Freiheit und Sittlichkeit zu ersticken vermocht. Es ist dies ein für die Beurteilung seines Geistes sehr beachtenswertes Faktum.

Das Fräulein fährt in ihren Geständnissen fort: „Den 30. März ..... Gestern und all die ver-

floſſenen Abende erwarteten wir Beethoven vergebens. Der Vater wollte mich mit dem Kleinen zu ihm mitnehmen, und ich verſagte mir wirklich eine wahre Freude, daß ich nicht ging. Es war ein inneres Gefühl in mir, das mir ſagte, ich ſolle es nicht thun, und der Vater fand es auch für gut, als er nach Hauſe gekommen war. Der gute Beethoven iſt ſchon einige Tage nicht ganz wohl. Alles verſtimmt mich ſo ſehr, dennoch iſt mir alles intereſſant, was ich von dieſem Manne höre."

„Den 3. April ..... Unſer teurer Beethoven, den wir neulich in Gegenwart der Schönaueriſchen nur einige Augenblicke ſahen, ſchrieb geſtern ſeinem Kleinen einen ſehr lieben Brief, worin er ihm wieder ſo viel Schönes und Gutes ſagt, daß es mir eine wahre Freude gemacht hat, ihn zu leſen. Indeſſen finde ich es doch nicht ganz recht, daß er ihn nicht in ſeiner Unbefangenheit fortleben läßt, ſondern ein Vertrauen in Anſpruch nimmt, deſſen Wert der Kleine gar noch nicht zu ſchätzen weiß, und das ihn auf dieſe Weiſe nur grübeln machen könnte, was ihm etwa fehle, oder nach ſeiner nicht zu großen Liebe zur Wahrheit noch gar verleiten könnte, ihm Unwahrheiten vorzuſagen! Doch das kommt wohl von dem Wunſche, ihm die Liebe der Mutter zu erſetzen und ihm Alles zu ſein."

Auch hier müſſen wir die Schreiberin unterbrechen, um den weiteren Verlauf dieſer Dinge ſpäter richtig

würdigen zu können. Denn die Bemerkung der jungen Dame über Beethovens Behandlung des Neffen ist für die Erkenntnis dieses in seinen Folgen so bitteren Verhältnisses von entscheidender Bedeutung. Den völligen Zusammenhang vermag auch hier allerdings nur die Biographie selbst aufzudecken. An dieser Stelle sei also bloß so viel bemerkt, daß eben diese durch übertriebene Liebe und allzu hohe geistige Vorstellungen an den Knaben gemachten übertriebenen moralischen und geistigen Anforderungen denselben nach mannigfachen Verirrungen schließlich zu voller innerer Verwirrung und zu dem schrecklichen Versuche des Selbstmordes führten, — ein Ereignis, das mit Beethovens verhältnismäßig frühem Tode in nur zu nahem Zusammenhange steht. Die Liebe zu dem Knaben war es übrigens vor allem, was ihn immer und immer wieder in das Giannatasiosche Haus trieb, das seinen übrigen Anforderungen natürlich im allgemeinen bald wenig genügen konnte und deshalb leider später sehr ungerecht von ihm beurteilt und behandelt wurde.

Das Fräulein erzählt weiter:

„Den 11. April..... Dienstag Nachmittag sah ich Beethoven wieder nach ziemlich langer Zeit, da er krank war, war uns wirklich oft für die Folge um ihn besorgt macht. Ich war ganz allein mit ihm, und da er wenig Teil zu nehmen schien an dem was ich ihm sagte, so war mir nicht angenehm zu Mute. Es kamen Leopold, Nanni und die Mutter,

und da wurde es etwas lebhafter. Er sprach einmal von seinem Uebelbefinden und sagte, das würde auch einmal sein Ende sein, diese Anfälle von Koliken. Da sagte ich ihm ins Ohr, das solle noch lange hinausgesetzt sein. Doch er erwiederte: ‚Ein schlechter Mann, der nicht zu sterben weiß! Ich wußte es schon als Knabe von 15 Jahren.‘ Freilich meinte er, für die Kunst habe er noch wenig gethan. Da rief ich ihm mit Freimütigkeit zu: Deswegen könne er keck sterben! — Diese wenigen Worte verstimmten mich sehr, der Gedanke nämlich, daß er bald sterben könnte.“

Hier ist zunächst wieder einzuschalten, daß die Dame selbst aus ihrer Erinnerung den obigen Worten Beethovens noch die bemerkenswerte Aeußerung hinzufügt: „Da antwortete er so vor sich hin: ‚*Mir schweben ganz andere Dinge vor*‘.“ Wir werden bald erfahren, worin diese „ganz anderen Dinge“ seiner Kunst bestanden.

Das Fräulein schließt diesmal:

„Seine neue Komposition „*Die Hoffnung*“ aus Tiedges Urania mit dem Recitativ ist göttlich. Ich war so entzückt wie Nanni, als wir es spielten und sangen, *es hob uns himmelan*!“

Um also auch hier, wo wir der Töne des Meisters selbst erraten müssen, doch einen leisen Nachhall seiner inneren Stimmung zu gewinnen, aus der jene „himmelan hebende“ Musik quoll, sei wenigstens der Text des Liedes mitgeteilt. Er lautet:

An die Hoffnung.

Von Tiedge.

Ob ein Gott sei? Ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob vor irgend einem Weltgericht
Sich dies rätselhafte Sein enthülle?
Hoffen soll der Mensch! Er frage nicht!
Die du so gern in heil'gen Nächten feierst
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung, laß durch dich emporgehoben
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!
Wenn längst verhallt geliebte Stimmen schweigen,
Wenn unter ausgestorb'nen Zweigen
Verödet die Erinnerung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlass'ner trauert
Und von der Mitternacht umschauert
Sich auf versunk'ne Urnen stützt.
Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergeh'n:
Dann laß ihn um den Rand des Erdentraumes
Das Leuchten eines Wolkensaumes
Von einer nahen Sonne seh'n."

Schon im Jahre 1811, wo Beethoven mit dem Dichter der Urania in Teplitz zusammengewesen, schrieb er an ihn: „Du kamst mir mit dem Bruderwort Du, mein Tiedge, entgegen, so sei's! — So kurz unsre Zusammenkunft war, so fanden wir uns bald aus und

nichts war je mehr fremd unter uns.“ Der unverbrüchliche Glaube an ein „Glück, das nie verſiecht“ war es, was die tieferen Gemüter jener Zeit ſo innig miteinander verband. Und wie Beethoven dieſe Dichtung Tiedges trotz aller Ueberſchwänglichkeit der Bilder in tiefſter Seele ernſt nahm, ſo ſchließt er ſeine Kompoſition auch mit dem wie aus dem eigenen Herzen hervorbrechenden Seufzer: „O Hoffnung!“ — Denn gewiß, wäre nicht ſeine Kunſt geweſen, ihm allerdings „das teuerſte Geſchenk des Himmels“, — er wäre durch das äußere Leben leer an Freuden gegangen und hätte nur der Hoffnung auf Glück genoſſen. Aber auch ſo hat er allen Grund, auf dieſes „Leuchten eines Wolkenſaumes von einer nahen Sonne“ zu ſchauen und ſich daraus Troſt für ſeine ſo mannigfach ſturmbewegte Exiſtenz zu gewinnen.

Das Fräulein aber ſchreibt weiter:

„Den 20. April ..... Abends fanden wir unſern lieben Beethoven. Er ſchien uns recht fröhlich und guter Dinge; doch viel wurde nicht geſprochen. Sein neckiſches Weſen, die kleinen witzigen Ausfälle ſind ſo originell, wie er ſelbſt es als Menſch, wie als Muſikdichter iſt. Ich wünſchte nur, daß er recht oft käme, damit auch jene kleinen Unbequemlichkeiten, welche ſich öfters in ſeinem Umgange finden, ſich verlören, ich meine, daß man ſich weniger genierte und ihm alles ſo ſagen könnte, wie man es denkt.“

Fortan beginnen leider auch hier dunkle Wolken aufzuziehen. Das Fräulein schreibt auf:

„Den 4. Mai. Nur wenige Worte über meine düstre Stimmung von heute, welche nur rastlose Thätigkeit im Gleichgewicht hielt, durch die Erinnerung an meinen Schmerz vom verflossenen Jahr um diese Zeit (den Tod des Verlobten), an Dunckern, dessen Andenken, mir immer so angenehm war, das seitdem wir gar nichts mehr von ihm hören, schmerzlich fällt, und die ernste Erscheinung Beethovens, dessen kaltes Benehmen gegen uns mir eine höchst unangenehme Empfindung erregte, die mich nun in meine liebsten Beschäftigungen begleiten wird.

„Die ängstliche Besorgnis, er möchte sein teures, uns anvertrautes Gut nicht lange in unsrer Obhut lassen, verläßt mich nicht, seit ich den Knaben gefragt, warum er geweint habe, und er mir geantwortet hat: Der Onkel habe es ihm zu sagen verboten, und die Hauptsache seiner üblen Stimmung wäre es nicht gewesen, was Nanni und ich geglaubt hatten, daß er ihm so lange nicht geschrieben habe. Gott weiß es, was da geschehen wird, aber ich weiß, daß es mir so schmerzlich fallen wird, das Band so bald gelöst zu sehen, das uns mit diesem vortrefflichen Menschen in Verbindung brachte, als es mich erfreut hatte."

Es ist nicht zu ersehen, was hier speciell Beethovens Verstimmung hervorgerufen hatte. Allein nach seiner hochstrebenden Geistesart, vor allem aber nach

seinen Vorstellungen von den Gaben des Knaben und der Bestimmung des Menschen überhaupt mußte er eben auf die Dauer mit dem an sich recht guten Institut stets weniger zufrieden sein und nannte es schon bald „schlecht", „hölzern", „Verziehungsanstalt" und dergleichen mehr. Diese übertriebenen Anforderungen trugen dazu bei, ihm jetzt schon selbst oftmals die Gemütsruhe zu rauben und später die Verwirrungen mit dem Knaben bis zur vollen Unleidlichkeit zu steigern. Er quälte sich und die guten Leute mit allerlei Unzufriedenheit, und das Ende war, daß das ganze Verhältnis zuerst innerlich gestört und dann auch bald äußerlich völlig gelöst ward. Das zieht hier alles an uns vorüber.

Das Fräulein schreibt also von den nächsten Wochen, und ihre Kritik der „Bildung" des großen Mannes ist beachtenswert:

„Den 8. Mai ..... Unsere Lage mit Beethoven beunruhigt mich und raubt mir das angenehme Gefühl, mit welchem ich mich in Beziehung auf ihn als Mensch auch mit seinen Meisterwerken beschäftigte. Doch wenn er uns ernstlich etwas zur Last legte, könnte leicht meine hohe Meinung von seiner Bildung herabgestimmt werden."

„Den 27. Mai ..... Er war vorgestern heraußen, sein Wesen hat jetzt manchmal so etwas Trübes, Unfreundschaftliches, daß es mich scheuer mit ihm macht, und die vertrauensvolle Annäherung, welche an

einigen Winterabenden schon recht im Gange war, zum Stocken bringt. Die Umstände haben da sehr viele Schuld, aber ich darf kaum hoffen, daß der liebe Wunsch, Beethoven möchte uns ein vertrauter Freund werden, in Erfüllung gehen werde, da sich die ersteren schwerlich ändern werden."

„Den 7. Juni ..... An einem dieser Abende war Beethoven hier. Es geschieht mir bei manchen seiner Aeußerungen, daß ich ausrufen möchte: „Ja, so ist es, denn so fühle ich!" Doch einer konnte ich wohl gar nicht beistimmen: daß ihm sein Leben nichts wert sei und er es bloß des Knaben wegen zu erhalten wünsche! Diese zweimalige Aeußerung verstimmte mich in einem unerlaubten Grade, denn sie brachte mich zu Thränen. Den teuren Wunsch meines Herzens, Beethoven mehr zu werden als gewöhnliche Freunde, ihn in unserem Kreise öfter erheitert zu sehen, werde ich mit Nanni nach und nach aufgeben müssen. Dunckern schreibe ich davon. Vorzügliche Schuld an diesem wenigen Näherrücken mit ihm ist doch sein Gehör."

„Den 29. Juni ..... Während der Zeit, daß ich mich in leidendem Zustande befand, erfreuten mich zwei Mal Beethovens Besuche. Es mag sein, daß mein Unvermögen, ihm im Laufe des Gesprächs etwas sagen zu können, oder wenigstens meine Gedanken durch den Mund der andern zu ihm bringen zu können, mich in eine Unruhe versetzte, welche mein Fieber ver-

mehrte; indeß litt ich es gern noch öfters, wenn ich dafür das Vergnügen haben könnte, diesen äußerst interessanten, von seltenem Verstande, von alter deutscher Redlichkeit und Biedersinn beseelten Mann sprechen zu hören. Er paßt wohl nicht in die gewöhnliche Welt, und sein Eifer für das Wahre und Gute, welcher durch viele traurige Erfahrungen nichts von seiner Heftigkeit verloren hat, muß in unsern jetzigen Zeiten nur allzuhäufig auf das schmerzlichste gekränkt werden. Aber ist es nicht eben diese Heftigkeit, welche ihn uns desto achtbarer macht?

Die Geschichte seiner Trennung von Lichnowsky, die Geschichte seines Dekrets sind zwar keines erfreulichen Inhaltes, doch interessierten sie mich, besonders von ihm, ungemein. Bei ersterer gefällt mir die Festigkeit seines Charakters besonders."

Das Fräulein teilt selbst über Beethovens Zusammenprall mit seinem ältesten Wiener Freunde und Gönner Fürst Karl Lichnowsky folgendes Nähere mit: „Er erzählte, wie einst der Fürst, bei dem während der Invasion der Franzosen mehrere dieser Gäste sich befanden, ihn wiederholt nötigen wollte, ihnen auf dem Klavier etwas vorzuspielen, er sich aber fest geweigert habe, was eine Scene zwischen ihm und dem Fürsten veranlaßte, worauf Beethoven rücksichtslos und plötzlich das Haus verließ." Dies war im Herbst 1806 auf Lichnowskys Gut bei Grätz in Schlesien. Die Aussöhnung erfolgte erst mehrere Jahre nachher.

Die „Geschichte seines Dekrets“ aber ist, daß nachdem Beethoven im Jahre 1808 einen Ruf nach Kassel als Kapellmeister des lustigen Königs Jerome von Westfalen erhalten hatte und infolgedessen drei österreichische Große, Erzherzog Rudolph und die Fürstin Kinsky und Lobkowitz zusammengetreten waren, ihm ein lebenslängliches Jahrgehalt zu geben, dasselbe infolge des Bankerotts des österreichischen Staates zwei Jahre nachher auf ein Fünftel sank. Erst lange Unterhandlungen und sogar Prozesse, weil Kinsky plötzlich starb und Lobkowitz ebenso unvermutet in Zahlungsunfähigkeit fiel, brachten dasselbe eben in diesem Jahre 1816 endlich wieder wenigstens auf eine solche Höhe, daß jetzt ein Teil seiner Ausgaben für die Erziehung des Neffen durch diese einzige sichere Einnahme gedeckt war.

Das Fräulein fährt fort:

„Er war nicht so heiter als die letzten Male und schien durch den Eifer, mit welchem er einige interessante Begebenheiten seines Lebens, aber vorzüglich eine kleine Zergliederung des jetzigen ich darf es schon sagen: Menschen-Verfalles — denn wahr bleibt es doch, daß wir in solcher Epoche leben! — vortrug, nicht besser gestimmt zu werden. Das that mir recht leid, und ich hätte vieles gegeben, wenn er in unserem Umgange einige Erheiterung fände. Doch ich hoffe kaum, daß dies je geschehen wird.“

Wir bemerken hierzu: Der Wiener Kongreß von

1814 hatte durch den Zusammenfluß so vieler Fremder und die Verschwendungen einzelner Reicher sehr nachteilig namentlich auf die moralischen Zustände der Stadt und des Landes gewirkt, was Beethoven auch persönlich vor allem durch schlechte Dienstboten zu empfinden hatte. Wir werden davon noch ein drastisches Beispiel erleben.

Das Fräulein aber schreibt weiter:

„Ach so gern hörte ich ihn spielen! Ich zeige ihm oft, ohne ihn gerade drum zu bitten, mein Lust, aber er hat noch nie meinen Wunsch erfüllt. Ich getraue mir nicht hierüber zu urteilen, ob es nur Laune ist, ob es zu große Bescheidenheit ist, welche ihn nicht einsehen läßt, was für eine Freude er uns damit machen würde, oder gar das Gefühl seines Wertes, welches ihn glauben macht, wir würden sein Spiel nicht nach Würde zu schätzen wissen. Letzteres wäre denn freilich ein wenig stolz! Ich denke mich in seine Lage und dächte vielleicht auch so, aber gefälliger wäre ich denn doch. Ich weiß wahrlich nicht was ich glauben soll und meine, er hätte keine Lust und nicht viel Glauben an unsere Freude darüber, was ihn unsern Wunsch seit seiner Bekanntschaft nicht befriedigen läßt."

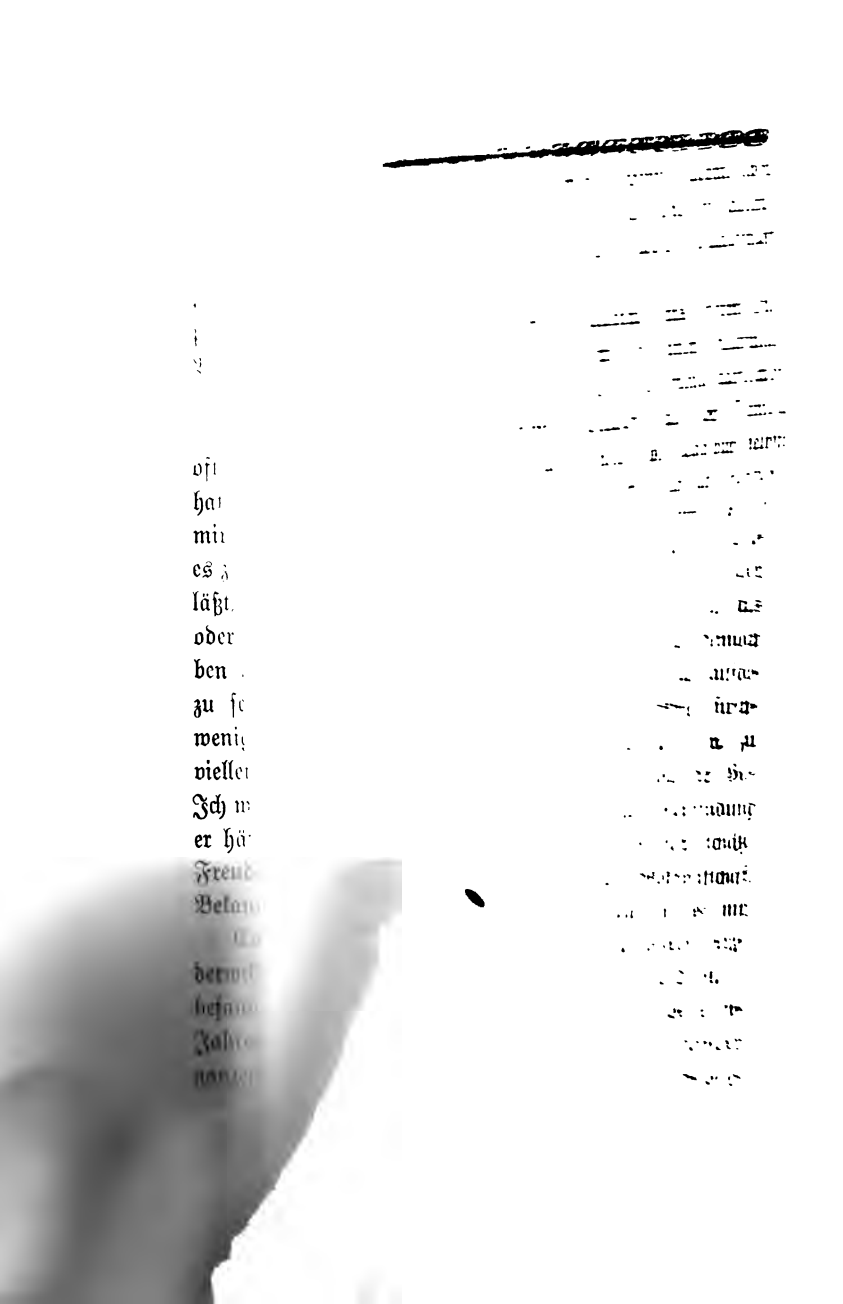
Es ist hier erklärend zu bemerken, daß dieser Widerwille, in jeder Gesellschaft, wo er sich gerade befand, „ein bißchen vorzuspielen", schon in jungen Jahren Beethoven eigen war. Es hängt dies mit der ganzen Art seines inneren Seins und Empfindens zu-

sammen, deſſen Bewegungen in ſolchen zufälligen geſelligen Kreiſen nur mit Scheu ſich enthüllten, ſelbſt wenn es durch das ihm ſo völlig entſprechende Mittel des Tones geſchehen ſollte. Doch werden wir ihn auch hier ein paarmal ſolchen begreiflichen Widerwillen überwinden und den jungen Damen ſich gefällig erweiſen ſehen.

Das Fräulein berichtet weiter:

„Die zwei Tage, wo ich durch mein Geneſen Muße, Zeit und Ruhe genug habe, ſchreibe ich unſerem teuren, getreuen Freund Duncker. Es iſt mir ſehr angenehm, aber ſo ganz wie ich denke, kann ich denn doch nicht ſchreiben. Es kann mir nicht jeder Gedanke ſo ungeprüft aus der Feder fließen, als ich es wünſchte. Denn dann müßte ich, daß ich mir oft Mühe geben müßte, Beethoven nicht zu intereſſant zu finden, da bei meinem in dieſer Art intereſſeloſen Leben es leicht geſchehen und ich dann in die Lage kommen dürfte, ein wenn nicht ſehr unruhiges, doch minder ruhiges Leben zu führen, als ich es ſeit meinen letzten Stürmen gewohnt war.

„Ich wünſche dennoch ſehnlich näheren freundſchaftlichen Umgang mit dieſem Manne, weil, wie ich glaube, die Phantaſie ihren allzu geſchäftigen Spielraum dann verlieren und ich durch den teilnehmenden Umgang eines ſo braven, teuren Freundes für andere Freuden entſchädigt ſein würde. Aber er müßte in ſeiner Weiſe ſo mit uns werden wie Duncker. Viel-



gründe zu diesem Schritte bewögen. Sollte es vielleicht doch seine gar zu große Aengstlichkeit sein, daß ihm niemand, selbst die Mutter nicht, vorwerfen könne, wäre dieser Vorwurf auch ohne Grund, er sorge nicht für das Wohl des Kindes? Ich weiß es nicht! Aber ich glaube öfters ähnliche Schwächen, so fest er übrigens sonst sein mag, an ihm bemerkt zu haben. Aber das weiß ich, wie wehe es mir thut um seinetwillen, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß dieser Schritt das Wohl des Kindes befördern wird.

„Dann thut es mir auch sehr leid, daß die meisten Menschen wieder über ihn aburteilen werden; die es nicht thun, beschuldigen unser Haus, was nur Schaden bringen kann. Es keimt noch eine kleine Hoffnung, daß ihn Papas Brief von seinem Plane abbringen wird; aber ich weiß ja selbst nicht, ob das überhaupt zu wünschen ist. Denn wenn es dann, auf was immer für eine Art, fehlschlüge mit dem Kinde, so hätten wir vielleicht die Schuld. Und dennoch halte ich ihn für so gerecht, und er sagt in seinem Briefe: ‚ewigen Dank für das Geleistete', und wie wahr und dankbar er von der mütterlichen Pflege spricht! — Ich wüßte nicht bald einen Vorfall, der mich so herzinnig gekränkt hätte als dieser! Doch ‚wer weiß, zu was es gut ist', wäre das [illegible]e Sprichwort, das man sich angewöhnen

Brief vom 28. Juli 1816 selbst ist zu be-
d für Beethovens Auffassung und Behandlung

leicht ist hier einiges mit weniger Einsicht gedacht, aber der letzte Wunsch ist doch reell. Denn was ist dauernder und schöner als der Genuß wahrer Freundschaft in dieser Welt?“

Nach diesem erneuten Ausbruch ihres tieferen Empfindens und Wünschens tritt ein herber Rückschlag desselben und eine erste Trübung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Beethoven und der Familie ein. Hören wir zunächst wieder das Tagebuch selbst:

„Den 29. Juli. ..... Hier folgte auf Sonnenschein Regen oder vielmehr wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf uns, als wir zu Hause angekommen waren, der Brief von Beethoven, mit ihrem (der Mutter) Einschluß. So schmerzlich es mir fiel, als ich seinen Brief gelesen hatte, so war er mir dennoch tröstend. Denn bei Mamas Worten: ‚er hat aufgekündet‘, nebst ihrem (der Mutter) elenden Brief, fürchtete ich, daß irgend ein Mißverständnis u. s. w. zu Grunde läge. Die ersteren Stunden that mir der Gedanke unendlich wehe, so bald aus aller Verbindung mit einem Manne zu kommen, den ich so sehr schätze und der meinem Herzen seit unserer Bekanntschaft immer lieber geworden ist. Doch heute ist es mir weniger schmerzlich, wenn ich bedenke, wie äußerst herzlich sein Brief ist, und daß er uns nicht abhold ist.

„Dem Anschein nach ist seine Handlungsweise inkonsequent, ich getraue mir aber kein Urteil darüber zu fällen; denn er sagt ja, daß ihn wichtige Beweg-

gründe zu diesem Schritte bewögen. Sollte es vielleicht doch seine gar zu große Aengstlichkeit sein, daß ihm niemand, selbst die Mutter nicht, vorwerfen könne, wäre dieser Vorwurf auch ohne Grund, er sorge nicht für das Wohl des Kindes? Ich weiß es nicht! Aber ich glaube öfters ähnliche Schwächen, so fest er übrigens sonst sein mag, an ihm bemerkt zu haben. Aber das weiß ich, wie wehe es mir thut um seinetwillen, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß dieser Schritt das Wohl des Kindes befördern wird.

„Dann thut es mir auch sehr leid, daß die meisten Menschen wieder über ihn aburteilen werden; die es nicht thun, beschuldigen unser Haus, was nur Schaden bringen kann. Es keimt noch eine kleine Hoffnung, daß ihn Papas Brief von seinem Plane abbringen wird; aber ich weiß ja selbst nicht, ob das überhaupt zu wünschen ist. Denn wenn es dann, auf was immer für eine Art, fehlschlüge mit dem Kinde, so hätten wir vielleicht die Schuld. Und dennoch halte ich ihn für so gerecht, und er sagt in seinem Briefe: ‚ewigen Dank für das Geleistete', und wie wahr und dankbar er von der mütterlichen Pflege spricht! — Ich wüßte nicht bald einen Vorfall, der mich so herzinnig gekränkt hätte als dieser! Doch ‚wer weiß, zu was es gut ist', wäre das beste Sprichwort, das man sich angewöhnen könnte."

Der Brief vom 28. Juli 1816 selbst ist zu bezeichnend für Beethovens Auffassung und Behandlung

dieſes Verhältniſſes, als daß er hier fehlen dürfte. Dabei iſt vorzubemerken, daß Bethoven die Mutter des Knaben wegen ihrer ſteten Intriguen nach der Zauberflöte die „Königin der Nacht“ und ſich als den weiſen Führer des Knaben „Saraſtro“ nannte. Der Brief lautet nach ſeinem weſentlichen Inhalt alſo:

„Werter Freund!

Mehrere Umſtände veranlaſſen mich, Karl zu mir zu nehmen. Nicht irgend etwas Ihnen oder Ihrem geehrten Inſtitut Nachteiligem ſchreiben Sie es zu, ſondern vielen anderen **dringenden** Beweggründen für das Wohl **Karls.** Es iſt ein Verſuch und ich werde Sie **ſelbſt bitten**, ſobald es einmal daran iſt, mich mit Ihrem Rate zu unterſtützen, ja auch außerdem Karln zuweilen zu erlauben, Ihr Inſtitut beſuchen zu dürfen. Ewigen Dank werden wir Ihnen wiſſen, ja nie werden wir Ihre Sorgfalt und die vortreffliche Pflege Ihrer werten Frau Gemahlin vergeſſen. Wenigſtens viermal ſo viel würde ich Ihnen ſchicken als es jetzt geſchieht, wenn es mir meine Lage zulaſſen wollte. Unterdeſſen werde ich in einer beſſern Zukunft jede Gelegenheit ergreifen, um auf eine gewiſſe Art das Andenken an Ihre Gründung des phyſiſchen und moraliſchen Wohls meines Karl zu ehren und zu erneuern.

„In Anſchauung der Königin der Nacht bleibt es wie bisher und ſelbſt dann, wenn Karl noch bei Ihnen operiert werden ſollte. Da er einige Tage kränklich ſein wird und daher empfindlicher und reiz-

barer, so ist sie noch um so weniger zuzulassen, indem sich bei Karl leicht alte Eindrücke erneuern könnten, welches wir nicht zugeben können. Wie viel wir auf ihre Besserung rechnen können, zeigt Ihnen dieses abgeschmackte Geschmier. Aus dieser Rücksicht bloß teile ich Ihnen selbiges mit, damit Sie sehen, wie recht ich habe auf dem einmal gegen sie angenommenen Verfahren zu beharren. Unterdessen habe ich ihr diesmal nicht wie ein Saraſtro, sondern wie ein Sultan geantwortet.

„Alles Schöne Ihren lieben Kindern und Ihrer vortrefflichen Gemahlin. Ich verlasse Wien morgen früh 5 Uhr, werde aber öfters von Baden herein kommen. Wie immer mit Achtung der Ihrige

L. v. Beethoven."

Auch gegen einen jungen Bekannten aus Kurland, Dr. Bursy, hatte er sich damals über die schlechten Schulen beklagt, in die er den Kleinen geschickt. „Der Knabe muß Künstler werden oder Gelehrter, um ein höheres Leben zu leben", hatte er dabei geäußert, und so wollte er denselben jetzt zu sich nehmen und an dem eigenen „höheren Leben" unmittelbaren Anteil haben lassen. Zudem, wen anders besaß der bereits alternde, halb taube Mann auf dieser Welt als dieses an sich aufgeweckte und begabte Kind? — Das Fräulein versteht denn auch dieses Empfinden sehr wohl und schreibt am 1. August:

„Herr Bernard, Beethovens Freund, kam den

Abend, er versicherte uns, daß jener Brief der Mutter gewiß keine Verbindung mit der Wegnahme des Knaben habe und er immer mit Dankbarkeit von unserem Hause spräche. Ich glaube es und halte für die Ursache davon den Wunsch, Karl um sich zu haben. Denn er liebt ihn gewiß leidenschaftlich, da er das einzige Wesen ist, das ihm ganz angehört. Indes wünsche ich zu des Kindes Wohl, daß er in unserem Hause bleiben möchte, da es gewiß für dasselbe besser ist, als bei dem Onkel, der es vielleicht zu spät einsehen wird!"

Den 16. August aber heißt es:

„Ich hatte den Tag desto weniger Sinn dafür (für die geputzte große Welt), da mich des Vaters Aeußerungen über unsern teuren Beethoven sehr düster stimmten. Er meinte, er würde nicht lange in dieser Welt ausdauern mit seinem gar zu regen Gefühl gegen die traurigen Zeitumstände nebst seiner Kränklichkeit."

Der Vater Giannatasio ahnte nur zu richtig, und gerade die Erlebnisse mit dem Neffen sollten zum Eintreffen dieser trüben Prophezeiungen wesentlich beitragen. Auch hat das Fräulein recht, wenn sie Unheil davon befürchtet, daß der Knabe aus dem Institut genommen werde. Sie schreibt:

„Tröstend ist es mir wieder, so bestimmt zu erfahren, daß er nichts gegen unser Haus hat; unendlich leid fast mit Gewißheit voraussehen zu müssen, daß es für das Kind besser wäre, wenn es bei uns

bliebe. Dann denke ich zwar wieder, wie weit angenehmer es ihm sein wird, ein Wesen immer um sich zu haben, das ihm anhängt. Doch ich bin ängstlich, daß eben dieses lebhafte Gefühl für den sehr leichtsinnigen Knaben ihn nicht mit der Strenge gegen ihn wird verfahren lassen, welche nötig ist, um einst die Freude an ihm zu erleben, deren er sich so verdient gemacht und welche nötig ist, um ihm sein Leben angenehm zu machen! Ich glaube kaum, daß jemand auf der Welt es inniger wünschen kann, daß dieser edle Mensch des Lebens froh würde, als ich. Ich befürchte, daß dieser Wunsch immer unbefriedigt bleiben wird. Doch mehr und minder vielleicht doch, und selbst dann will ich mich zufrieden stellen."

Den 29. August schreibt das Fräulein etwas von Beethovens Klagen über seine pekuniäre Lage auf, das thatsächlich nicht begründet ist. Hatte Beethoven doch infolge der Aufnahme des Neffen fortan fast die doppelten Ausgaben, während die Einnahmen sich nur mit Mühe, und selbst dann auch nur um ganz wenige, vergrößern ließen. Daß er infolge dessen selbst in diesen späten Lebenstagen stets noch angestrengt für das bloße Lebensbedürfnis arbeiten mußte, war mit ein Grund, daß er sich vor der Zeit aufrieb. Das Fräulein schreibt also:

„Soeben klagte Beethoven, welcher auf einige Tage von Baden gekommen, wieder hierüber, aber das ist eigentlich sein Steckenpferd. — Auch hierüber

war ich einige Zeit so ruhig, doch wenn ich ihn wieder höre und seine Herzlichkeit gegen uns mir wohl thut, dann wünschte ich wieder, daß er wissen sollte, wie sehr lieb er uns ist und wie wir wünschen, daß wir es auch ihm wären. Er ist recht wohl und sagte nun, er würde gewiß ganz gesund werden, weil er eine sehr gute Konstitution habe, aber nur sehr reizbar wäre."

Den 13. September beginnt das Fräulein einen Bericht, der im weiteren Verlaufe gar manches von Bedeutung bringt:

„Gestern verlebte ich einen äußerst interessanten Tag in Baden bei Beethoven. Ich bin noch davon so erfüllt, daß ich einige Tage nötig haben werde, um in meine vorige ruhige Stimmung zu kommen. Es hat alles, was ich sah und hörte, so viel Interesse für mich, daß ich es gern umständlicher zu Papier bringe, obwohl die Erinnerung daran schwerlich je meinem Gedächtnisse entschwinden wird. Die Vorstellung zu wem wir gingen, nebst der Erwartung eines Tages, welcher uns so ganz nach unserem Sinn im Genuß der freien, hier so göttlichen Natur verfließen würde, brachte mich in eine sehr frohe Stimmung. Als wir angekommen, war es nicht so angenehm als wir es vermutet hatten. Denn unser lieber Beethoven hatte vermutlich uns nicht mehr erwartet, wir fanden ihn arbeitend und daher zerstreut, so daß wir uns des drückenden Gefühles, ihm lästig zu sein, nicht erwehren konnten."

Hier ist nun zur Erläuterung vor allem an das

obige „Mir ſchweben ganz andere Dinge vor!“ zu erinnern. Und wirklich, ein Skizzenbuch Beethovens aus dieſem Sommer 1816 enthält die Entwürfe zu der großen Sonate Op. 106, „zur Sinfonie in D“, wie Beethoven ſelbſt die Skizzen zum erſten und zweiten Satz der „Neunten Symphonie“ bezeichnet, und außerdem ſteht da „Präludien zu meiner Meſſe“, — wahrlich Grund genug, um bei einem unerwarteten Beſuch „zerſtreut“ zu ſein. Er ſtack tief in Arbeiten und zwar in ſeinen größten. Wir werden davon hören.

Das Fräulein fährt alſo fort:

„Als wir aus dem Gaſthauſe nach Hauſe gekommen waren, ſo brachte uns der ſchlechten Anſtalten, unſere ruhebedürftigen Glieder zu erquicken, wegen, Beethovens Mißvergnügen über die Dummheit ſeines Bedienten wieder in eine ziemlich unangenehme Lage. Mir that es ſo leid um ihn, daß wir Urſache ſeiner unangenehmen Empfindungen waren. Doch das gab ſich bald wieder, und als uns unſer lieber Wirt beim Scheiden zurief, wir ſollten ihm nicht fluchen, wenn uns etwas fehlte, war alles wieder gut.“

Erſt den 16. September kommt ſie zum Weitererzählen des inhaltvollen kleinen Begebniſſes:

„Doch nun weiter von unſerem Badner Aufenthalt. Das hohe Intereſſe für Beethoven und alles was ihn betrifft, verleitete uns, einer vielleicht ſträflichen Neugierde kein Ziel zu ſtecken, und wie war es mög-

lich in einem Zimmer, welches von den Heiligtümern seiner Kunst angefüllt war, nicht von dem Wunsche ergriffen zu werden, alles etwas genauer zu besehen? Nanni fand ein Notizbuch, welches dem Anscheine nach ganz unbedeutende Dinge enthielt."

Wieder eine kurze Erläuterung! Es ist hier ohne Zweifel von dem Tagebuch aus dieser Zeit die Rede, das eben in der Festschrift „Die Beethovenfeier" mitgeteilt ist und allerdings der nachfolgenden Schilderung nur zu sehr entspricht. Das Fräulein erinnerte sich übrigens auch noch eine Stelle „auf einem Fleckchen Papier" gesehen zu haben, mit den Worten: „Mein Herz strömt über beim Anblick der schönen Natur, — obschon ohne sie!" Das habe ihnen viel zu denken gegeben, sagt sie. In ihrem Tagebuche aber fährt sie so fort:

„Doch wie sehr wurden wir bald für unsere Neugierde bestraft, als ich die schmerzliche Entdeckung machte, er müsse oft sehr, sehr unglücklich sein! — Der kindliche Glaube, der hohe Sinn, der sonst am Göttlichen hängt, entzückte uns und steigerte unsere Teilnahme, unsere Achtung für diesen seltenen Menschen, bei mir wenigstens aufs höchste. Es war unrecht, daß wir es gesehen haben, aber durch unsern Blick wurde es nicht entweiht, wir kamen hingegen in die Gelegenheit, den Wert dieses wahrhaft Edlen vollkommener als je zu würdigen. Ich war

sehr erschöpft und konnte lange nicht einschlafen, doch endlich behauptete die Natur ihre Rechte."

Wir führen hier nur die eine Stelle aus dem Tagebuche an:

„Karl betrachtest du als dein eigenes Kind. Alle Schwätzereien, alle Kleinigkeiten achte nicht über diesen heiligen Zweck. Hart ist der Zustand für dich. Doch der droben, o er ist! Ohne ihn ist nichts!"

Das Fräulein fährt also fort:

„Des andern Morgens erschreckte uns die Scene mit dem Bedienten im höchsten Grade. Unser Unwille gegen den elenden Menschen und Mitleid, daß jener mit solchen Tieren leben müsse, kannte keine Grenzen. Aeußerst unangenehm verstimmte mich dieser Vorfall; doch ging es bald vorüber, als er uns zum Frühstücken an der Antonsbrücke nachgekommen war, und den Hergang erzählte, seine Heftigkeit entschuldigte und den Kleinen warnte, es nicht so zu machen wie sein Onkel."

Das Fräulein selbst berichtet den Vorfall aus der Erinnerung genauer so: „Beethoven erschien mit zerkratztem Gesicht und klagte uns, daß er mit seinem Bedienten, der zum Austreten ist, einen Auftritt gehabt. „Sehen Sie", sagte er, „so hat er mich zugerichtet!" — Er beklagte sich auch, daß diese Menschen, obwohl sie wüßten, daß er nicht höre, dennoch nichts thäten um sich ihm verständlich zu machen."

Die Erzählung geht nun weiter, und zwar in einer besondere Aufmerksamkeit erweckenden Weise:

„Es knüpfte sich bald ein äußerst interessantes Gespräch mit dem Vater an, welches sich aus den Bemerkungen fortspann, daß Beethoven unter diesen Menschen ein so trauriges Leben führe und dem durch nichts abzuhelfen wäre, als wenn er eine brave Frau nähme, weil nur die die tausenderlei traurigen Umstände seines Gehörs wegen mit Geduld ertragen würde. Mein Vater fragte ihn, ob er denn niemand kenne u. s. w. Ich hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit in einiger Entfernung zu und erfuhr, was mich in innerster Seele erschütterte, eine lang gehabte Ahnung bestätigte: er liebe unglücklich! Vor fünf Jahren habe er eine Dame kennen gelernt, mit welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hätte. Es sei nicht daran zu denken. fast Unmöglichkeit, eine Chimäre. Dennoch ist es jetzt noch wie den ersten Tag. ‚Ich hab's noch nicht aus dem Gemüte bringen können', waren die Worte, welche mich schmerzlich ergriffen.

„Also auch von dieser Seite liebt er! Nun waren mir jene Worte auf dem Fleckchen Papier erklärt! — Diese Harmonie, sagt er, hat er noch nicht gefunden; auch ist es zu keiner Erklärung gekommen."

Damit wir nun aber auch unsererseits völlig verstehen, was Beethoven mit diesem überraschenden Geständnis überhaupt uns von der Geschichte seines in-

neren Lebens aufdeckt, ist es erforderlich, die Erzählerin auf eine kurze Zeit völlig zu unterbrechen und wenigstens einen Blick auf des Künstlers Vergangenheit nach dieser den tiefsten Menschen berührenden Seite hin zu werfen. Heldisch schaffende Kraft ist der höchste Reiz, den das Weib am Manne kennt! Und nicht minder sucht männliche Geisteskraft Schönheit und Liebe und überhaupt Fülle des menschlichen Daseins, so daß ebenso begehrt und viel umfreit, wie selbst mit leidenschaftlichstem Sehnen begehrend, ein schaffender großer Geist im Leben dasteht und der heftigsten Erregungen wie der seligsten Stunden die reichste Spende genießt.

4. Liebesgeschichten.

„Beethoven war nie ohne Liebe."

Wir beginnen mit der allerdings in der Anschauungsweise etwas gewöhnlichen doch thatsächlich vollgültigen Mitteilung des Bonner Freundes, Dr. Wegeler, den die Aeußerung eines langjährigen Wiener Bekannten über Beethoven: derselbe sei nie verheiratet und, merkwürdig genug, auch nie in einem Liebesverhältnis gewesen, zu folgender bestimmten Erklärung führte:

„Die Wahrheit ist: Beethoven war nie ohne Liebe und meist von ihr im hohen Grade ergriffen. Seine und Stephan von Breunings (ebenfalls eines Bonner Jugendfreundes) erste Liebe war Fräulein Jeanette d'Honrath aus Köln, die oft einige Wochen in der von Breuningschen Familie in Bonn zubrachte. Sie war eine schöne lebhafte Blondine, von gefälliger Bildung und freundlicher Gesinnung, welche

viele Freude an der Musik und eine angenehme Stimme hatte. So neckte sie unsern Freund mehrmals durch den Vortrag eines damals bekannten Liedes:

Mich heute noch von dir zu trennen
Und dieses nicht verhindern können,
Ist zu empfindlich für mein Herz!

Denn der begünstigte Nebenbuhler war der österreichische Werbehauptmann in Köln, Carl Greth, welcher die d'Honrath auch heiratete.

„Darauf folgte die liebevollste Zuneigung zu einem schönen und artigen Fräulein v. W., von welcher Werther-Liebe Bernhard Romberg (der berühmte Cellist) mir noch Anekdoten erzählte.

„Diese Liebschaften fielen jedoch in das Uebergangsalter und hinterließen eben so wenig tiefe Eindrücke, als sie deren bei den Schönen erweckt hatten.

„In Wien war Beethoven wenigstens so lange ich da lebte (von 1794—96) immer in Liebesverhältnissen und hatte mitunter Eroberungen gemacht, die manchem Adonis, wo nicht unmöglich, doch sehr schwer geworden wären. Bemerken will ich noch, daß so viel mir bekannt, jede seiner Geliebten höheren Ranges war."

Letzteres bestätigt denn auch die Biographie selbst, wo wie in Leporellos Arie Komtessen, Baroneſſen und Damen anderer ausgezeichneten Lebens- oder Kunststellung in reicher Abwechslung an uns vorüberwan-

deln. Nur daß sie selbst eher als Beethoven die Rolle des Don Juan zu spielen oder wenigstens ihn mehr zu necken als wirklich zu lieben scheinen! So existiert ein kleines Bildchen, einen Amor darstellend, der mit der Fackel einer Psyche die Flügel verbrennt, und darunter von Beethovens Hand:

„Zum neuen Jahr für die schelmische Komtesse Charlotte Brunswick

von ihrem Freunde

Beethoven."

Und wirklich hat denn auch keine all dieser schönen oder vornehmen Damen die Tiefe des Gemüts und den daraus hervorgehenden Lebensmut gezeigt, dem allerdings etwas eigengearteten Mann und stürmischen Titanen die Hand auch fürs Leben zu reichen!

Von den uns bekannt gewordenen Frauen, die Beethovens Liebe gewonnen, nennen wir weiter die schöne und begabte Sängerin Magdalena Willmann, dem Meister schon aus seiner Bonner Jugendzeit befreundet. Er ward beim Wiedersehen in Wien von ihren Reizen so sehr gefesselt, daß er ihr seine Hand anbot. Sie schlug sie aus und weshalb? — „Weil er so häßlich war und halb verrückt!" So berichtet ein Beethovenforscher nach den Erzählungen der Tochter eines Bruders der Dame.

Wir nennen ferner seine Klavierschülerin, die siebzehnjährige Gräfin Giulietta Guicciardi

mit der schönen Figur und den schwärmerischen blauen Augen. „J'étais bien aimé d'elle et plus que jamais son époux," schreibt der ertaubte Meister selbst noch mehr als zwanzig Jahre später seinem Famulus auf seine Fragen hin, und auf sie beziehen wir das Wort, das ebenfalls er selbst an Wegeler schreibt und das den Anlaß zu dessen Aeußerung über „Beethovens Liebesverhältnisse" gab. Es lautet:

„Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich mehr unter Menschen gemacht. Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht. Wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen, und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen, und bin's doch so wenig.

„Diese Veränderung hat ein liebes zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe. Es sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heiraten glücklich machen könnte. Leider ist sie nicht von meinem Stande, — und jetzt könnte ich nun freilich nicht heiraten, ich muß mich nun noch wacker herumtummeln. Wäre mein Gehör nicht, ich wäre nun schon lange die halbe Welt durchgereiset, und das muß ich. Für mich giebt es kein größeres Vergnügen, als meine Kunst zu treiben und zu zeigen."

Das war im Jahre 1801. Zwei Jahre später heiratete die junge Gräfin einen Grafen Gallenberg, ebenfalls bloß Komponist und zwar von Ballettmusik. Beethoven selbst schreibt: „Et elle cherche moi pleurant, mais je la méprisais.“ Er hatte derweilen eine derartige Lebensstellung bekommen, daß er „heiraten konnte“ und so vielleicht auch hier entweder seine Hand angeboten oder wenigstens eine solche Absicht und Hoffnung durch sein ganzes Thun und Lassen merklich angedeutet hatte. Ihr Mut war aber nicht über den anderer Frauen gegangen. Doch muß sie ihr Verschulden gleich tief wie das eigene Leid empfunden haben, daß sie selbst ihn „weinend auffucht“, das nicht zwanzigjährige hochadlige Fräulein. Und dann, liegt nicht eine innere Entschuldigung ihres Handelns in dem Wort, mit welchem Beethoven selbst später den Schritt charakterisiert, den er damals zu thun vorhatte? Der Famulus hatte nämlich auf jene letzte Aeußerung hingeschrieben: „Herkules am Scheidewege!“ — und Beethoven schließt also das Gespräch mit dem Ausrufe:

„Und wenn ich hätte meine Lebenskraft mit dem Leben (d. h. einer Ehe) so hingeben wollen, was wäre für das Edle, Bessere geblieben?“

Wir werden bald auch aus unsern Tagebuchnotizen vernehmen, daß er wirklich in solcher Weise über das Verhältnis einer eigenen Ehe zu seiner Kunst dachte, und dies ist ohne Zweifel der letzte Grund, warum er eben zeitlebens ehelos geblieben.

Trotz alledem regte sich die natürlichste und kräftigste aller menschlichen Leidenschaften auch in diesem „Herkules" stets aufs neue mit voller Macht und sogar mit Ueberwältigung all seiner Gefühle wenigstens für den Moment. Sein junger Schüler Ries, der die Jahre 1801—5 meist in seiner unmittelbaren Nähe lebte, berichtet in allerdings noch oberflächlicherer Anschauungsweise als schon Wegeler, aber ebenfalls aus eigenem Anschauen und Erleben:

„Beethoven sah Frauenzimmer sehr gerne, besonders schöne jugendliche Gesichter, und gewöhnlich, wenn wir an einem etwas reizenden Mädchen vorbeigingen, drehte er sich um, sah es mit dem Glase nochmals scharf an und lachte oder grüßte, wenn er sich von mir bemerkt fand. Er war sehr häufig verliebt, aber meistens nur auf kurze Dauer. Da ich ihn einmal mit der Eroberung einer schönen Dame neckte, gestand er mir, die habe ihn am stärksten und längsten gefesselt, — nämlich sieben volle Monate."

Das ist nun alles recht gut und schön und zumal bei einem Künstler mit seiner „Künstlerlust an sinnlichen Dingen", als deren höchstens eben hier das Weib noch erscheint, ebenso begreiflich wie verzeihlich. Doch sollte denn die mit elementarer Gewalt das Herz anfallende und in seinen tiefsten Tiefen umbildende echte Liebesleidenschaft nicht auch über ihn einmal

völlig Herr geworden sein und sein Inneres erschüttert haben?

Hören wir das Nachfolgende.

In der geheimen Lade eines alten Schrankes fand sich nach Beethovens Tode unter andern wichtigen Briefschaften jener merkwürdige Brief mit zwei Nachschriften, der heute fast allbekannt, die Welt zuerst über Beethovens Wesen nach dieser Seite hin ebenso aufklärte, wie seine Sonaten schon jedem das reichste und tiefste innere Gemütsleben in diesem Künstler längst aufgedeckt hatten. Wir dürfen die überströmende Fülle dieser Ergüsse hier nicht fehlen lassen. Geben sie doch den Aeußerungen über die „unglückliche Liebe", die er selbst oben berichtete, erst den wahren Hintergrund! Die Adressatin kennt man nicht. Man nahm bisher jene Gräfin Giulietta Guicciardi dafür, es ist dies aber irrig. Ebensowenig weiß man mit Sicherheit den Zeitpunkt dieser Liebe. Doch hat das Jahr 1806 allerdings die größte Vermutung für sich. Geschrieben sind diese fünf Blättchen feinen Postpapiers mit Bleistift, und zwar aus einem ungenannten Badeorte, wahrscheinlich in Ungarn. Ob sie jemals wirklich abgesandt worden? — Es ist mehr als fraglich. Wie wären sie sonst in Beethovens Nachlaß gefunden worden?

Da heißt es denn zunächst am 6. Juli morgens:

„Mein Engel, mein Alles, mein Ich! — nur einige Worte heute und zwar mit Bleistift, mit deinem.

Erſt bis morgen iſt meine Wohnung ſicher beſtimmt, — welcher nichtswürdige Zeitverderb in dergleichen! — Warum dieſer tiefe Gram, wo die Notwendigkeit ſpricht? Kann unſere Liebe anders beſtehen als durch Aufopferungen, durch nicht alles verlangen? Kannſt du es ändern, daß du nicht ganz mein, ich nicht ganz dein bin? — Ach Gott, blick in die ſchöne Natur und beruhige dein Gemüt über das Müſſende. Die Liebe fordert alles und ganz mit Recht, ſo iſt es mir mit dir, dir mit mir. Wären wir ganz vereinigt, du würdeſt dieſes Schmerzliche eben ſo wenig als ich empfinden. —

„Wir werden uns wohl bald ſehen. Auch heute kann ich dir meine Bemerkungen nicht mitteilen, welche ich während dieſer einigen Tage über mein Leben machte. Wären unſere Herzen immer dicht bei einander, ich machte wohl keine dergleichen. Die Bruſt iſt voll dir viel zu ſagen. Ach — es giebt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts iſt. Erheitere dich, bleibe mein treuer, einziger Schatz, mein Alles, wie ich dir. Das übrige müſſen die Götter ſchicken, was für uns ſein muß und ſein ſoll.

Dein treuer

Ludwig."

Tiefer enthüllt ſich uns aber dieſe lebenbewegende Leidenſchaft am Abend des gleichen Tages. Sie hebt ihn ſelbſt auf höchſte Höhen des Schauens und Empfindens.

„Du leideſt, du mein teuerſtes Weſen?“ ſchreibt er. „Du leideſt. Ach wo ich bin, biſt auch Du mit mir. Mit mir und Dir werde ich machen, daß ich mit Dir leben kann. Welches Leben!!!! ſo!!!! ohne Dich. Verfolgt von der Güte der Menſchen hier und da, die ich meine, eben ſo wenig verdienen zu wollen, als ſie zu verdienen. Demut des Menſchen gegen den Menſchen, ſie ſchmerzt mich. Und wenn ich mich im Zuſammenhang des Univerſums betrachte, was bin ich und was iſt der, den man den Größten nennt! — Und doch iſt wieder hierin das Göttliche im Menſchen.

„Ich weine, wenn ich denke, daß Du erſt wahrſcheinlich Sonnabends die erſte Nachricht von mir erhältſt. Wie Du mich auch liebſt, ſtärker liebe ich Dich doch. Doch nie verberge Dich vor mir. Gute Nacht — als Badender muß ich ſchlafen gehn. Ach Gott — ſo nah! ſo weit! Iſt es nicht ein wahres Himmelsgebäude, unſere Liebe? — Aber auch ſo feſt wie die Veſte des Himmels!“

Und als wenn ſelbſt der Schlaf dieſes ſchöne innere Glück nicht unterbrochen hätte, heißt es auf demſelben Zettel ſofort weiter:

„Guten Morgen am 7 Juli. —

Schon im Bette drängen ſich die Ideen zu Dir, meine unſterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, vom Schickſale abwartend, ob es uns erhört. — Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir oder gar nicht. Ja, ich habe beſchloſſen, in der Ferne ſo lange

herumzuirren, bis ich wieder in Deine Arme fliegen kann, und mich ganz heimatlich bei Dir nennen kann, meine Seele, von dir umgeben, ins Reich der Geister schicken kann. Ja, leider muß es sein. Du wirst dich fassen, um so mehr, da Du meine Treue gegen Dich kennst. Nie eine andere kann mein Herz besitzen, nie — nie! —

„O Gott, warum sich entfernen müssen, wo man so liebt? Und doch ist mein Leben in Wien, so wie jetzt, ein kümmerliches Leben. Deine Liebe machte mich zum Glücklichsten und zum Unglücklichsten zugleich. In meinen Jahren jetzt (B. war im Jahr 1806 fünfunddreißig Jahr alt) bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens, — kann diese bei unserem Verhältnisse bestehen? —

„Engel, eben erfahre ich, daß die Post alle Tage abgeht und ich muß daher schließen, damit Du den Brief gleich erhältst. Sei ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unsers Daseins können wir unseren Zweck erreichen. Sei ruhig — liebe mich — heute —gestern — welche Sehnsucht mit Thränen nach Dir — Dir — Dir — mein Leben — (die Schrift wird immer flüchtiger) mein Alles — leb wohl — o liebe mich fort — verkenne nie das treuste Herz Deines Geliebten

L.

ewig Dein
ewig mein
ewig uns."

Und solche Liebe fand nicht ihre Erfüllung, solches Verlangen nicht volle Hingabe und ganzes Opfer seiner selbst?

Wir erfahren nichts Näheres über den Grund, der auch hier den Erfolg fürs Leben versagte, und wissen nur, daß Beeth. in diesem Sommer 1806 die Sonate in F-moll (Op. 57) schrieb, einen der leidenschaftlichsten Ausbrüche seines Innern und eben deshalb von empfänglichen Seelen als die Appassionata bezeichnet, da sie allerdings wie mit dem Blut des eigenen Herzens geschrieben erscheint. Auch berichtet eben jener Stephan von Breuning, mit dem B. einst in einer ersten Liebe rivalisiert hatte, im Herbst dieses Jahres an den anderen Bonner Jugendfreund: Beethovens Gemütsstimmung sei meistens sehr melancholisch. —

Weiter nun sind wir geneigt, eine bemerkenswerte Notiz unseres Fräuleins Giannatasio in die bald darauf folgende Zeit zu versetzen und auf eben jenen Jugendfreund zu beziehen.

„Hierher gehört wohl," erzählt nämlich das Fräulein, nachdem sie mit ihm ein ‚interessantes Gespräch über Liebe und Ehe' gehabt, das uns bald begegnen wird, — „hierher gehört, was er uns einmal von einem Freunde erzählte, welcher mit ihm dasselbe Mädchen liebte, das Mädchen aber zog Beethoven vor. War es ein Anfall von Edelmut? — kurz, Beethoven überließ sie dem Freunde und zog sich zurück. Das

Mädchen aber ſtarb bald, ich glaube, nachdem ſie dennoch den Freund geheiratet hatte."

Stephan von Breuning heiratete im Jahre 1808 die Tochter des von Beethoven ſehr geſchätzten Arztes Dr. von Vering in Wien. Sie ſtarb aber bereits elf Monate nach der Heirat, nachdem Beethoven ihr noch die Klavier-Umarbeitung ſeines einzigen Violinkonzertes gewidmet hatte."

Doch ſtets aufs neue erſteht die Leidenſchaft der Jugend und aller derer, die — wie Künſtler und Dichter — dieſer Zeit des Lebens angehören. Die nachfolgenden Stellen aus den Briefen an einen anderen Freund, den Baron Gleichenſtein aus Freiburg im Breisgau, reden in dem, was uns hier angeht, ebenfalls für ſich ſelbſt.

Da ſteht zunächſt:

„Grüße mir alles, was Dir und mir lieb iſt. Wie gerne würde ich noch hinzuſetzen: und wem wir lieb ſind???? — Wenigſtens gebührt mir dieſes Fragezeichen. Leb wohl, ſei glücklich, ich bin's nicht. "

Gleichenſtein heiratete im Jahre 1811 ein Fräulein von Malfatti. Ihre ſchöne und geiſtig angeregte Schweſter mit dem ſchwarzbraunen Lockenhaar, die ‚flüchtige, alles im Leben leicht behandelnde' Thereſe hatte auf ſeinen großen Freund einen tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht, er wünſchte ihre Hand zu beſitzen. Allein wir kennen einen Zettel an

den Freund, der alles sagt, was hier zu wissen erforderlich ist.

Derselbe lautet:

„Deine Nachricht stürzte mich aus den Regionen des höchsten Entzückens wieder tief herab. Wozu der Zusatz, Du wolltest mir es sagen lassen, wenn wieder Musik sei? Bin ich denn gar nichts als dein Musikus oder der anderen? So ist es wenigstens auszulegen. Ich kann also nur wieder in meinem eigenen Busen einen Anlehnungspunkt suchen, von außen giebt es also gar keinen für mich. Nein, nichts als Wunden hat die Freundschaft oder ihr ähnliche Gefühle für mich. — So sei es denn! Für Dich, armer Beethoven, giebt es kein Glück von außen, Du mußt Dir alles in Dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest Du Freunde."

„Seine Heiratspartie hat sich zerschlagen," schreibt im August 1810 Stephan Breuning an Freund Wegeler. —

Jetzt kommt Bettina „das Kind". Zu dieser genialischen Freundin Goethes, die im Frühling 1810 in Wien gewesen war, hatte Beethoven eine wahre Künstlerliebe ergriffen. Und sie verdiente eine solche auch von einem Beethoven, sie, die selbst eine selten hohe Empfindung und Begabung für Kunst hatte. Hätten wir kein anderes Zeugnis darüber, — Beethovens eigene Briefe an sie würden es beweisen. Und

als sie nun den Dichter Achim von Arnim heiratet, schreibt er ihr:

„So ströme denn alles Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe die Ehelichen segnet. Was soll ich Ihnen von mir sagen? ‚Bedaure mein Geschick!' rufe ich mit der Johanna aus. Rette ich nur noch einige Lebensjahre, so will ich auch dafür wie für alles Wohl und Wehe dem alles in sich Fassenden, dem Höchsten danken."

Das war im Winter auf 1811. In Beethovens Exemplar der Odyssee aber stehen die Verse angestrichen:

— Denn nichts ist besser und wünschenswerter auf Erden,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten: den Feinden ein kränkender Anblick,
Aber Wonne den Freunden, und mehr noch genießen sie selber.

Es existiert ferner ein Stammbuchblatt aus dem Besitz eines Fräulein Amalie Sebald:

„Ludwig van Beethoven,
Den Sie, wenn Sie auch wollten,
Doch noch nicht vergessen sollten.
Teplitz, am 8. August 1812.

Beethoven war damals aufs neue zur Kur in den

Böhmiſchen Bädern und Fräulein Sebald aus Berlin mit einer ruſſiſchen Familie ebenfalls dort. Sie war eine durch geiſtige und körperliche Vorzüge gleich ausgezeichnete Dame von ungefähr dreißig Jahren und verband mit einer „bezaubernd ſchönen“ Stimme eine muſikaliſche Bildung, die ſogar einem Beethoven anziehend ſein mußte. Wir beſitzen eine kleine Anzahl von Billets an ſie aus den Tagen dieſer erſten Bekanntſchaft. Ohne alle Leidenſchaft hallen dieſelben ein Gefühl tief inneren perſönlichen Verſtändniſſes wieder, wie es dieſen ſpäteren Lebensjahren gemäßer und erquickender iſt, als jene flutende und ebbende Woge jugendlichen Herzensungeſtüms.

„Tyrann ich?! Ihr Tyrann!“ ſchreibt Beethoven am 16. September 1812. „Nur Mißdeutung kann Sie dies ſagen laſſen, wie wenn eben dieſes Ihr Urteil keine Uebereinſtimmung mit mir andeuten ſolle. Nicht Tadel deßwegen; es wäre eher Glück für Sie. —

„Die Leute ſagen nichts, es ſind nur Leute, ſie ſehen ſich meiſtens in andern nur ſelbſt, und das iſt eben nichts. Fort damit! Das Gute, Schöne braucht keine Leute. Es iſt ohne alle andere Beihilfe da, und das ſcheint denn doch der Grund unſeres Zuſammenhaltens.

„Leben Sie wohl, liebe Amalie. Scheint mir der Mond heute Abend heiterer, als den Tag durch die Sonne, ſo ſehen Sie den kleinſten, kleinſten aller Menſchen bei ſich. Ihr Freund Beethoven.“

„Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach",

singt Faust. So ist es hier mit der begehrenden Leidenschaft dieses kraftvollen Geistes. Noch eine Stelle diene uns zur Charakterisierung dieser „Freundschaft":

„Was träumen Sie, daß Sie mir nichts sein können? Mündlich wollen wir darüber, liebe Amalie, reden. Immer wünsche ich nur, daß Ihnen meine Gegenwart Ruhe und Frieden einflößte und daß Sie zutraulich gegen mich wären. Ich hoffe mich morgen besser zu befinden, und einige Stunden werden uns noch da während Ihrer Anwesenheit übrig bleiben, in der Natur uns beide wechselseitig zu erheben und zu erheitern.

„Gute Nacht, liebe Amalie, recht viel Dank für die Beweise Ihrer Gesinnung für Ihren Freund

Beethoven.

Eine andere Seite des Inhalts dieser Billets ist die zarte Aufmerksamkeit für des oftmals leidenden Künstlers Pflege. Er mußte das Wohlthuende dieser Gabe wahrer Liebe und Freundschaft von Jahr zu Jahr mehr entbehren.

Es folgte das Jahr 1813 mit seinem „elenden Leben auch in physischer Hinsicht". Eine verheiratete Freundin, die uns später wieder begegnen wird, mußte den völlig zerrütteten Bestand seines äußeren Daseins wenigstens annähernd wiederherstellen helfen. Er glaubte in dieser Verwirrung zu versinken, es fehlte

selbst an den nächsten Bedürfnissen einer ordentlichen Menschenexistenz. Sein Tagebuch enthält am 13. Mai 1813 einen Zuruf an sich selbst und einen Ruf um höhere Hilfe, die mehr sagen als alle Beschreibung des Daseins eines Künstlers, an dem bei der Versunkenheit in seine Welt alles äußere Leben unbeachtet vorbeigeht. Da steht:

„Eine große Handlung, welche sein kann zu unterlassen und so bleiben. O welcher Unterschied gegen ein unbefliſſenes Leben, welches sich so oft in mir abbildete. O schreckliche Umstände, die mein Gefühl für Häuslichkeit nicht unterdrücken, aber wohl deren Ausübung. O Gott, Gott, sieh auf den unglücklichen Beethoven herab, laß es nicht länger so dauern!"

Das Jahr 1814 erschien, und mit ihm das Ende der Kriegsnot, der Wiener Kongreß. Die Geschenke der Herrscher und Großen, vor allen das „großmütige" der Kaiserin von Rußland bei jenem großen Konzert, halfen denn auch wenigstens einigermaßen die äußere Lage unseres Künstlers heben. Allein ein kranker Bruder bedurfte des größeren Teils dieser Einnahme. Dann gar verblieb ihm dessen einziger Sohn als teures Vermächtnis zu völliger Pflege und Erziehung. Aber er hatte den „süßen Trost, ein armes unschuldiges Kind aus den Händen einer unwürdigen Mutter gerettet zu haben". Doch klagt er schon bald ebenfalls gegen seinen Schüler Ries in London, das Institut

des Knaben ſei ſo ſchlecht, daß er eine ordentliche Haushaltung einrichten müſſe, um ihn zu ſich zu nehmen.

Begreift man da den Schluß dieſes Briefes an Ries vom 8. März 1816: „Alles Schöne an Ihre Frau. Leider habe ich keine. Ich fand nur Eine, die ich wohl nie beſitzen werde; bin aber deswegen kein Weiberfeind.“

Und in den Sommer dieſes gleichen Jahres 1816 ſetzen wir, was auf einem beſonderen Zettel ſteht:

„Nur Liebe — ja nur ſie vermag dir ein glücklicheres Leben zu geben — o Gott, laß mich ſie — jene endlich finden, die mich in Tugend beſtärkt, die mir erlaubt mein iſt.

Baden, am 29. Juli.

Als die M. vorbeifuhr und es ſchien, als blickte ſie auf mich.“

Wer dieſe M. ſein mag? — Wir wiſſen es nicht gewiß. Die ſchöne Thereſe Malfatti heiratete freilich erſt im nächſten Jahre 1817 den Baron von Droßdick und lebte damals noch in Wien, Amalie Sebald aber war bereits Frau Juſtizrat Krauſe. Weiter vermögen wir nichts Beſtimmtes auszuſagen.

Wir ſehen aber zur Genüge, daß ſtets wiedererwachender innerer Herzentrieb und äußere Lebenslage, daß Not und Neigung einander die Hand reichten, um auch den jetzt ſchon alternden und aller Regelmäßigkeit und Beſchränkung im äußeren Daſein un-

gewohnten Mann noch mit wahrem Sehnen und wie nach einem letzten Rettungsanker nach einer Ehe ausschauen zu lassen. Und dennoch schweift er in chimärischer Ferne und sieht nicht, was ihm in so zarter Hinneigung unmittelbar nahe steht? — Wir werden uns über diesen Punkt am Schluß der gesamten Mitteilungen auszusprechen haben.

Das Fräulein selbst aber schreibt weiter:

„Fremd stand er nun vor mir, und ich drückte meinen Schmerz tief in mein Innerstes zurück. Doch nicht lange, so war mein Wunsch wieder so lebhaft, der Vater und überhaupt unsere Familie möchte viel zu seinem froheren Leben beitragen können. Auch bot sich letzterer so herzlich an, Beethoven war so überzeugt von unserem Gefühl der Freundschaft für ihn, daß es mir wohl that. So zerstreut ich war, so konnte ich dieser göttlich schönen Natur (des Helenenthals bei Baden) meinen Zoll nicht versagen. Er sprach noch viel von dem unglücklichen Verluste seines Gehörs, von dem elenden Leben, welches er viele Zeit in physischer Hinsicht geführt u. s. w., bis wir bei der Krämerhütte ankamen."

Auch über das Weitere dieser bedeutsamen Begegnung berichtet das Fräulein, und zwar nach fast drei Wochen, am 7. Oktober.

„Wie angenehm war es mir bei dem Rückwege, mich mit ihm über manches zu verständigen, was ihm vielleicht unangenehme Augenblicke verursacht hätte,

wegen der zu erwartenden Operation Karls. Ich beruhigte ihn über seine Pflege u. s. w. Er war so froh beim Mittagsmahl in Helena und seine Muse umschwebte ihn. Er schrieb mehrere Takte — wie interessant war mir das! — und sagte: ‚Mein Spaziergang mit Ihnen hat mir Noten genommen, doch auch wieder eingetragen!“

„Was ich Beethoven mit Nannis Willen zum Dank für diesen vergnügten Tag schrieb, tröstete mich für mein Unvermögen es mit Worten thun zu können. Wie hart mir ums Herz war und wie Wehmut mein Inneres füllte, als wir mit ihm gingen, das Morgenbrot einzunehmen, kann ich nicht sagen. Aber unendlich angenehm der Gedanke ihm einen Dienst leisten zu können durch die Pflege des Kleinen, der, wie er oft sagte, unbezahlbar ist. Viel, sehr viel tröstet mich dies für mein Ich, und der Gedanke, daß er uns kennt!“

Wir haben jenes Stück vom 7. Oktober, sowie ja die Schreiberin selbst es gethan, sogleich zu dem Bericht hinzugenommen. Jetzt ist sie wieder bei dem gewöhnlichen Aufschreiben, und zwar zunächst über jene Operation. Sie schreibt:

„Den 28. September. Erst jetzt komme ich dazu, von Karl Beethovens Operation, unserem Mitgefühl und den Tagen, welche wir an des Kleinen Schmerzenslager zubrachten, etwas zu schreiben. Er wird uns immer lieber, und man muß erstaunen,

wie vorgerückt dieſes Kind ſchon iſt. Ein unendlich angenehmes Gefühl verurſacht es mir, daß wir im ſtande ſind, dem guten, ehrlichen Onkel keine ganz gewöhnlichen Dienſte zu leiſten, daß er es ſo tief fühlt und wir uns auf die Weiſe ein bleibendes Denkmal in ſeinem Herzen bauen.

„Er war die Tage hier, ich ſprach viel mit ihm von der Mutter (Karls), der Ausführung ſeines Planes mit Karl, er ſinnt nur darauf, alles gut einzurichten und wünſchte bei uns wohnen zu können. Freilich wäre dies das beſte, doch der Plan wegen dem Gartenhaus iſt nicht ausführbar. Was mich betrifft, ſo hatte ich noch nie ſo ſehr den Gedanken als jetzt, daß ich dieſem Geiſte nicht genügen würde, wenn der Zufall oder was immer mich ihm ſo nahe brächte; doch das Herz, — er iſt ſo herzlich, ſo natürlich, ja das würde ihm genügen müſſen! Der lebhafte Wunſch dieſen herrlichen Menſchen in einem ſorgenfreieren, angenehmeren Leben zu ſehen, bringt mich oft auf ſo närriſche Gedanken, aber wie ich ſage, ich habe es nie ſo ſehr eingeſehen als jetzt, wie undenkbar dies wäre.“

Auch hier iſt erwünſchterweiſe der Brief Beethovens uns aufbewahrt.

„Gewiſſes läßt ſich nicht ausſprechen,“ ſchreibt er am 22. September 1816 von Baden aus an den Vater, — „ſo als ich die Nachricht von Ihnen wegen Karls überſtandener Operation erhielt, beſonders meine

Gefühle des Dankes. — Sie ersparen mir hier Worte hervorzubringen oder kaum zu stammeln. — Sie würden doch nichts sagen gegen das, was meine Gefühle Ihnen gern zollen möchten, also still! — —

„Daß ich wünsche zu hören, welchen Fortgang es jetzt mit meinem teuren Sohne nimmt, können Sie wohl denken. Ich habe, seit Sie fort sind von hier, an Bernard geschrieben, damit er sich bei Ihnen erkundigen sollte, habe aber keine Antwort erhalten. Denn am Ende können Sie mich für einen halben sorglosen Barbaren halten, indem Herr Bernard wahrscheinlich ebensowenig bei Ihnen gewesen, als er an mich geschrieben hat.

„Besorgnisse kann ich keine bei Ihrer trefflichen Gemahlin haben, rein unmöglich. Daß es mir Wehe verursacht, nicht Teil nehmen zu können an den Schmerzen meines Karl und ich wenigstens öfter von seinem Zustande zu wissen wünsche, dies wird Ihnen sehr begreiflich sein. Da ich nun auf einen so gemütlosen, unteilnehmenden Freund, wie Herr Bernard, verzichtet habe, so muß ich Ihre Freundschaft und Gefälligkeit in dieser Rücksicht doch in Anspruch nehmen. Ich hoffe bald einige Zeilen von Ihnen und erbitte alles Schöne und tausend Dank Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu sagen.

In Eile

Ihr L. van Beethoven."

So sehr also war er vertieft gewesen in jene „ganz

anderen Dinge", daß er bei dem geliebten Sohne nicht einmal zu einem solchen doch immer nicht gefahrlosen Vornehmen, wie eine Bruchoperation ist, hatte kommen können? Es war aber auch ein hohes Werk, an dem sein Inneres webte, jene Neunte Symphonie, die, nachdem sie das tiefste Leid der Existenz in ergreifendsten Tönen ausgesprochen, später auch aus sich selbst das Hohe-Lied von der „Freudeschönem Götterfunken" und der „allumschlingenden Menschenliebe" gebar! —

Wenige Tage darauf kommt er aber doch selbst in die Stadt, und auch hier zeigt sich, wovon das Fräulein aufschreibt, die innige Freude seines Wesens, die jedoch gewiß ebenso Folge des sicheren Gelingens seiner hohen Arbeit, wie der Befreiung von Sorge und Befürchtung um seinen „teueren Sohn" war. Denn die „Thätigkeit", wie er bescheiden sein großes Schauen und Schaffen nennt, befördert sein physisches Dasein, beflügelt sein ganzes Wesen und treibt die tiefinnen wohnende Heiterkeit des echten Künstlers hervor.

Das Fräulein schreibt:

„Den 29. September. Gestern abend war wider alles Vermuten der teure Onkel Beethoven bei uns und brachte einen jungen Menschen, seinen Landsmann mit. Als ich ersterem sagte, ich hätte geglaubt er wäre schon in Baden, so lachte er und meinte, er höre immer mehr auf zu glauben und ich glaube immer! Ueberhaupt war er so lustiger Laune,

und da gefällt er mir immer vorzüglich. Wegen seinem Lied, das ich ihm leihen mußte, sagte er auch, er müsse es mir wohl bald wieder bringen (da ich ihn darum bat) schon meiner Liebe zur Wahrheit wegen; es war: Das Geheimnis, Liebe und Wahrheit von Weissenberg, und so war er voll Späßen und Wortspielen."

In der Fülle des Dankgefühls vergißt er ganz, daß er demselben schon vorher schriftlich den lebhaftesten Ausdruck geliehen hatte, und schreibt einige Tage nachher nochmals: „Ich vergaß, weil ich in der Eile, zu sagen, daß alles Liebe und Gute, welches die Frau Giannatasio meinem Karl während seiner Krankheit erwiesen, in mein großes Schuldbuch eingetragen ist, und ich auch bald zeigen werde, daß es mir immer gegenwärtig bleibt."

Die Familie litt durch geringen Besuch ihres Instituts damals empfindlich unter dem Druck materiellen Mangels, und Beethoven deutet daher in mehreren seiner Briefe an, daß er die Güte und Liebe, die man dem Knaben erweise, doppelt lohnen werde. Ob es geschehen, erfahren wir auch durch das Fräulein nicht. Wir werden aber bald genug sehen, daß er selbst in gleichen drückenden Umständen sich befand und daher auch den Plan, den Knaben aus dem Institut und zu sich zu nehmen, zunächst aufgeben mußte.

Das Liedchen, dessen das Fräulein erwähnt, führt uns ebenfalls ganz in die eigentliche Welt Beethovens

ein. Es war ein Jahr vorher entstanden und in diesem Frühjahr 1816 als Beilage der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Litteratur, Theater und Mode“ erschienen, deren Redakteur eben jener „unteilnehmende Freund“ Bernard war. Daß Beethoven es sich hier leiht, geschah wohl aus einem sehr praktischen Anlaß: „der junge Landsmann“, von dem oben die Rede ist, war der Sohn des Musikalienhändlers Simrock aus Bonn, bei dem denn auch im nächsten Jahre das Liedchen erschien. Sein Text lautet:

Das Geheimnis.

Von Weissenberg.

Wo blüht das Blümchen, das nie verblüht?
Wo strahlt das Sternlein, das ewig glüht?
Dein Mund, o Muse! dein heil'ger Mund
Thu' mir das Blümlein und Sternlein kund.

Verkünden kann es dir nicht mein Mund,
Macht es dein Innerstes dir nicht kund.
Im Innersten glühet und blüht es zart
Wohl jedem, der es getreu bewahrt!

Und daß das in lieblicher Einfachheit mehr gesprochene als gesungene Liedchen von dem Wert der Liebe und Wahrheit seinem zweiten und echteren Sänger so recht vom Herzen kam und auch wieder anderen das Herz erfreuen und beleben sollte, beweist die Ueberschrift: „Innig vorzutragen und nicht schleppend.“ Diese letztere Aufschrift aber hat Beethoven sich in jenes kleine Heft aufnotiert, das mit

Entwürfen zur Sonate Op. 106 und zur Neunten Symphonie erfüllt ist. Und durch diesen Umstand stellt sich uns hauptsächlich der Zeitpunkt des Beginnes jener größten Werke seines Geistes fest. So führen manchmal kleine Umstände zur Feststellung der tiefsten Bewegungen und edelsten Schöpfungen eines Künstlers. Ihm selbst aber werden wir bald infolge jener vollen Versunkenheit in sein Ideenleben, die ihn stets bei solchem Schaffen befiel und vom wirklichen Leben völlig entfernte, auch wieder in der größten Verwirrung und in einem halb verzweifelten Kampf mit diesem wirklichen Leben finden, das seine ebenso trivialen wie unabweislichen Bedürfnisse nicht minder geltend zu machen strebte, als der Genius seine Himmelsflüge, die ihn dem Leben und gewöhnlichen Menschendasein so sehr entfremdeten. Dazu kam ein „schweres Lungenleiden", das ihn erst im nächsten Sommer 1817 ganz verließ. Wahrlich genug der Not in des „Künstlers Erdenwallen"!

Das Fräulein erzählt uns also weiter:

„Den 1. November. .... Die traurige Lage unseres teuren Beethoven betrübte mich die Zeit her ungemein. Krank, umgeben von unwürdigen Menschen, ohne Lebensfreuden. Er! — Es ist schrecklich! Dennoch hatte ich gestern ein angenehmes Gefühl, als der Vater erzählte, er wünsche immer bei uns wohnen zu können. Und das Bewußtsein, daß er uns als wahre Freunde kennen lernte, versüßte mir die

Bitterkeit des Gedankens, daß er keinen Freund hat, wie er sich ausdrückt, und so allein auf der Welt ist! Ich wollte viel darum geben, wenn diesem seltenen Menschen ein heiteres, vergnügteres Leben verschafft werden könnte. Ich hoffe noch immer, obgleich von der Besserung unserer Zeit wenig zu hoffen ist, welche doch so sehr damit in Verbindung steht."

Beethoven selbst erläutert uns diesen Zustand näher durch einen Brief an den Vater Giannatasio aus diesen Tagen.

„Meine Haushaltung sieht einem Schiffbruch beinahe ganz ähnlich oder neigt sich dazu," schreibt er. „Dabei scheint meine Gesundheit sich auch nicht in der Eile wiederherstellen zu wollen." Unter solchen Umständen einen Hofmeister zu nehmen und Karls Bildung Zufälligkeiten überlassen, das könne er nicht: also möge Giannatasio den Knaben noch dieses Vierteljahr behalten. Doch müßten Besprechungen eintreten, wie er bei der Erziehung desselben auch selbst etwas „berücksichtigt" werden könne: „denn ich muß bei diesen sich noch immer verschlimmernden Zeitverhältnissen leider dieses Wort aussprechen." Es trat das traurige Hungerjahr 1816/17 ein, und wir werden noch sehen, wie auch Beethoven darunter zu leiden hatte.

Das Fräulein erzählt also weiter:

„Den 10. November. Während Nanni, Leopold und Papa den Einzug der neuen Kaiserin

(Karoline von Bayern) zu sehen gegangen waren, wollte ich den stillen Augenblick benutzen und unserm teuren Dunker schreiben. Doch da ich nicht alles so wiedergeben kann, wie ich es denke, so vergeht mir wirklich die Lust, und ich schreibe nur ein paar Worte über mein freudiges Gefühl, als ich Beethoven wiedersah. Er war mir so lieb, und die Hoffnung, daß er noch lange unter uns leben wird, belebt mich wieder, obwohl er selbst wenig auf seine Gesundheit traut.

„Ich bin oft so kindisch, daß mich ein kleiner Vorzug, den er Nanni giebt, schmerzt, und ich werde nur dann wieder billig, wenn ich mir oft genug vorgesagt habe, daß ich gar auf keinen Vorzug von ihm Anspruch machen kann und darf. Der Name Aebtissin, den er mir meiner Sorgfalt um das häusliche Leben wegen aufgebracht hat, ist mir nicht ganz recht, und der Gedanke, den ich von seiner Meinung (über mich) damit habe, stellt mich ebensowenig zufrieden, als Leopold im Gegensatz mit Nanni. Mir ist es nämlich nicht recht, wenn er in mir nur eine Haushälterin, und Leopold, wenn er in meiner Schwester nur eine Dame des Vergnügens sieht. Wäre es mir nur vergönnt für ihn zu wachen und zu sorgen, ich würde es mit größter Freude thun! Denn er verdient es, daß ein liebevolles Wesen für ihn sorgt! Einigemale habe ich mir die Freiheit genommen, mir solche Scenen ohne nähere Verbindung auszumalen und mir die Wirklichkeit als äußerst angenehm

vorgestellt! Es müßte ihn doch freuen, wenn er es wüßte, daß es mir ein wahres Vergnügen wäre, ihm sein Leben durch so manche häuslichen Dienste zu erleichtern."

Auch hier ist uns ein Zettel Beethovens aufbewahrt, der beweist, daß er die Sorge um ihn und den Knaben wohlthuend empfand und besonders froh war, daß er dadurch stets um so eher wieder seiner Kunst, der „kastalischen Quelle" zugeführt ward. Zugleich aber erkennt man hier, daß ihm das junge Fräulein doch auch da Helferin oder Beraterin war, wo es sich um andere als die materiellen Bedürfnisse für den Knaben handelt. Aber weiter auch nichts! — B. schreibt damals:

„Die hoch- und sehr wohlgeborene Frau A. Giannatasio ist höflichst gebeten, damit ich nicht soviel Beinkleider, Strümpfe, Schuhe u. s. w. im Kopfe zu behalten brauche, dem Unterzeichneten wissen zu machen, wie viel Ellen Kasimir mein wohlgelaufener Herr Neffe nötig habe, und zu Gunsten der kastalischen Quelle bitte ich, ohne weiter mehr daran zu erinnern, mir hierauf zu antworten. Was die Frau Aebtissin betrifft, so soll diesen Abend darüber in der Sache für Karl Abstimmung gehalten werden, nämlich ob dabei zu verbleiben.

Dero wohl- und übelgeborener

L. v. Beethoven."

Es gab nämlich damals für den arbeitversunkenen

Künſtler wieder viel Aegernis und Sorge von außen. Die „Königin der Nacht“ hörte, wie er ſelbſt ſchreibt, nicht auf, „alle Segel ihrer Rachſucht gegen ihn aufzuſpannen“. Und Karl ſelbſt beginnt in ſeinem Eifer läſſig zu werden. Er ſelbſt ſchreibt wieder an Giannataſio:

„Ich wünſche zu wiſſen, welche Wirkung mein Verfahren mit Karl nach Ihren neulichen Klagen hervorgebracht hat. Unterdeſſen hat es mich ſehr gerührt, ihn ſo empfindlich für Ehre zu finden. Schon bei Ihnen machte ich Anſpielungen auf ſeinen geringen Fleiß. Ernſter als ſonſt gingen wir miteinander, furchtbar drückte er mir die Hand, allein dies fand keine Erwiderung. Bei Tiſche aß er beinahe gar nichts und ſagte, daß er ſehr traurig ſei, die Urſache darum konnte ich noch nicht von ihm erfahren. Endlich beim Spazierengehen erklärte er, daß er ſo traurig ſei, weil er nicht ſo fleißig habe ſein können, als ſonſt. Ich that nun das Meinige hierbei und war freundlicher als zuvor. Zartgefühl zeigt ſich gewiß hieraus, und eben dieſe Züge laſſen mich alles Gute hoffen.“

Der Arme ſollte ſich nur zu ſehr täuſchen, und die Empfindung des Fräuleins, daß hier einzig ein geordnetes eigenes Hausweſen unter einer liebenden Gattin und Mutter hätte helfen können, iſt richtig genug. Die Scheu vor ſolcher „Gebundenheit“ aber ließ B. ſelbſt, dem Ruhe und Freiheit die „größten

Güter" schienen, daran am wenigsten denken, und so ward die Qual der Hemmung durch die gewöhnlichsten Lebenspflichten mit der Zeit immer größer. Er selbst schreibt darüber an Giannatasio:

„Was die Mutter anbelangt, so hat sie ausdrücklich verlangt, Karl bei mir zu sehen. Da Sie mich einige Male wanken gesehen haben, in sie ein besseres Vertrauen zu setzen, — dieses ist meinem Gefühl wider Unmenschlichkeiten beizumessen, um so mehr da sie außer stande ist, Karl schaden zu können. Uebrigens können Sie leicht denken, wie einem so frei gewohnt zu lebenden Menschen wie mir, alle diese ängstlichen Verhältnisse, worein ich durch Karl geraten bin, unerträglich öfter vorkommen, worunter denn auch das mit seiner Mutter gehört. Ich bin froh, nie etwas davon hören zu müssen."

Das Fräulein aber fährt zunächst fort:

„Den 17. Nov. halb 11 Uhr nachts. — Beethoven war heute hier, er hat sich sehr erholt, und ich befürchte nicht mehr, daß seine Krankheit so tief liegt. Ich unterhielt mich, während die übrigen noch bei der Tafel waren, ziemlich lange mit ihm. Schon lange war er mir nicht so interessant als heute. Es ist alles was wert, was er spricht. So närrisch es ist, das zu schreiben, so muß ich zufolge meiner Empfindung es thun. Es thut mir wehe, daß ihm Nanni lieber ist als ich. Als er eine halbe Stunde mit mir ernst gesprochen und sie kam herein, so war

er mit ihr gleich so froh und bemerkte mich nicht mehr.

„Was will ich aber, ich närrisches Mädchen? Muß ja zufrieden sein, daß er mich noch so lieb hat, als es in der That ist. Auf mehr kann ich ja keine Ansprüche machen. Leider, daß ich sie so gern machte! Ich sollte mich schämen, daß ich so bald nach einem Gefühl, das mir so vielen Schmerz verursacht hat, in ein ähnliches zu verfallen drohe, welches mir wenigstens unruhige Stunden verursacht. Indes meine Empfindungen sind mir klar, und es ist unendlich schwer ihnen zu widerstehen, desto mehr, da ich ein Leben ohne Liebe sehr gering achte. Es ist das Bedürfnis zu lieben, der lebhafte Wunsch einen Gegenstand zu finden, der meine Gefühle, teilt, der beseeligend beseeligt. Daß dieser Wunsch bei Erkenntnis eines Menschen wie Beethoven rege werden muß, liegt in der Natur; also halte ich mich nicht für so tadelnswert, der Verstand ist denn freilich etwas zurückgesetzt, aber nicht immer. Das Gefühl ist zu mächtig, um ihn nicht manchmal zu unterdrücken."

„Den 23. November. Gestern war die erste Aufführung des Oratoriums (die „Befreiung von Jerusalem" von Abbé Stadler). Immer muß ich die Bemerkung machen, wie wenig Sinn ich für dergleichen Sachen als Putz und gesellschaftliches Vergnügen habe. Alles dieses kann mich nur sehr kurze Zeit interessieren. Auch hier ist das Uebermaß nicht

recht. Ich komme mir ſo wenig jugendlich vor. Aber ſehr viel iſt denn doch das jetzige Leben in unſerem Hauſe ſchuld, wo es oft gar keine Zeit giebt für etwas anderes, als für die reellen Bedürfniſſe des Lebens zu ſorgen; man wird dadurch ſo kleinlich. Wenn ich mich putzen könnte um Einem zu gefallen, das wäre dann freilich ganz anders. Allein dieſer Eine iſt für mich nicht in der Welt. Ich weiß wohl einen,, dem ich recht ſehr gern gefallen möchte, doch für den bin ich nicht in der Welt, wenigſtens nicht in dieſer Beziehung.

„Die Muſik finde ich gut; doch fehlt ihr für meinen und Nannis Geſchmack das Geniale, um uns zu feſſeln. Warum hat uns der Einzige verwöhnt!“ —

Wir laſſen einſtweilen das Fräulein weiter erzählen. Sind uns doch die Verhältniſſe, von denen ſie ſpricht, geläufig genug!

„Den 5. Dezember. Vor ein paar Tagen war Beethoven vormittags bei uns, und da ſprachen wir ſo viel Intereſſantes, ich möchte ſagen, er erzählte vieles von ihm, was mich ſo ſehr intereſſierte, und dennoch wirklich recht ſehr verſtimmte. Wir werden ihn wahrſcheinlich verlieren. Er wird einen Ort verlaſſen, an welchem ſein hoher Wert nur von wenigen erkannt iſt. Wie elend geht es doch in unſerem Staate zu! Mit Recht rief er aus: man müſſe jetzt nur für die Metzger, Schuſter und Schneider arbeiten! Wenn es

zu seinem Wohle ist, so ertrage ich gern das schmerzliche Gefühl, ihn nicht mehr in unserer Nähe zu wissen, und jede Hoffnung durch einen näheren vertraulichen Umgang ihm manche unangenehme Beschwerde des häuslichen Lebens weniger fühlbar zu machen. Wenn mir nur die Hoffnung bliebe, ihn wiederzusehen! oder wenigstens immer zu wissen ob es ihm wohl geht! Doch mag es sein wie Gott will, im Innersten bleibt er uns immer was er ist, und so hoffe ich es auch von ihm. Der Gedanke sei mein Trost, obwohl er es doch nicht ganz weiß, wie sehr mein ganzes Wesen von hohem Interesse für sein Wohl erfüllt ist! —"

Es handelt sich hier um die endliche Ausführung der Reise nach London. Am 18. Dezember 1816, also wenig Tage nach jenem Gespräch, schreibt er selbst an den jungen Komponisten Ch. Neate dort, daß er „geschmeichelt" sein würde, für die Philharmonische Gesellschaft Symphonien oder ein Oratorium zu schreiben. Er wähnte in England seinen Wert besser erkannt als daheim und fühlte sich nach seinem Naturell und Charakter den „stolzen Engländern", wie sie damals hießen, nahe verwandt. Die Reise ward freilich weder jetzt noch überhaupt jemals ausgeführt. Jedoch verdanken wir dem Auftrag jener Londoner Gesellschaft die Vollendung eines Werkes von Beethoven und zwar — jener Neunten Symphonie!

Wir lassen das Fräulein wieder fortfahren:

„Den 16. Dezember. Gestern verlebte ich einen äußerst angenehmen Tag in Beethovens Gesellschaft. Er war guter Laune und wenn ich nicht irre besonders wohlwollend für uns eingenommen. Mit der freundlichsten Güte beantwortete er unsere kleinen Fragen und Berichtigungen, und was er überhaupt sprach, hatte alles soviel Gehalt und war uns allen so voll Interesse, daß ich noch mehr von ihm eingenommen sein würde, wenn es möglich wäre. Obwohl ich ihn mir ohnedies nicht anders denken kann, als daß er gründliche Kenntnisse nicht nur allein über das, was seine Kunst betrifft, besitzt, so war es mir doch unendlich angenehm, es in seinen Aeußerungen so sehr bestätigt zu finden.

„Den 20. Dezember. Einen noch angenehmeren Abend in Beethovens Gesellschaft. Er schrieb zu Nannis Entzücken ihr das kleine neue Lied, dessen Manuskript sie als Reliquie verwahrt."

Es war das Liedchen „Ruf vom Berge", komponiert am 13. Dezember 1816, also wenige Tage vorher. Wir lassen seinen Text ebenfalls folgen. Er giebt einen Widerhall der lieblichen Unschuld, die aus Beethovens so höchst einfacher Komposition des Liedchens spricht. Hier wenigstens ist von Leid und Altern nicht die Rede: es ist die ewige Jugend des Künstlers, des schaffenden Genius. Der Dichter ist

übrigens der gleiche Friedrich Treitſchke, der im Jahre 1814 Beethoven durch ſeine Verſe

„Und ſpür' ich nicht linde, ſanft ſäuſelnde Luft,
Und iſt nicht mein Grab mir erhellet?" u. ſ. w.

zu der ergreifenden Arie des Floreſtan im „Fidelio" begeiſtert hatte. Das Liedchen ſelbſt lautet alſo:

Ruf vom Berge.

Von Fr. Treitſchke.

Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir!
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib' ich allhier.

Wenn ich ein Sternlein wär'
Und auch viel Strahlen hätt',
Strahlt' ich dich an.
Und du ſäh'ſt freundlich auf,
Grüßteſt hinan.

Wenn ich ein Bächlein wär'
Und auch viel Wellen hätt',
Rauſcht' ich durch's Grün.
Nahte dem kleinen Fuß,
Küßte wohl ihn.

Würd' ich zur Abendluft,
Nähm' ich mir Blütenduft,
Hauchte dir zu.
Weilend auf Bruſt und Mund,
Fänd' ich dort Ruh'.

Geht doch kein Stund' der Nacht,
Ohn' daß mein Herz erwacht
Und an dich denkt,
Wie du mir tausendmal
Dein Herz geschenkt.

Wohl dringen Bach und Stern,
Lüftlein und Vöglein fern
Kommen zu dir.
Ich nur bin festgebannt,
Weile allhier.

Das Fräulein schreibt weiter:

„Am 26. Dezember, dem Stephanstage, waren wir abends ganz einsam, und die gewöhnliche Hoffnung, welche mich des Sonntags abends belebte, Beethoven zu sehen, war dem Verlöschen nahe, als er dennoch kam, doch nicht wie gewöhnlich diesmal mit ihm das Vergnügen; denn er war sehr einsilbig und las immer in einem Hauskalender. Wir überzeugten uns aber nachher, daß es mehr physisch war, obwohl wir auch einen großen Teil seiner übleren Stimmung dem Verdrusse zuschrieben, welchen er mit den Bürgern gehabt! Der Vater war ganz entrüstet über das Publikum vom Mittwoch, welches so wenig den Wert seines Meisterwerks zu würdigen verstanden und keinen Sinn dafür hatte, ihn an der Spitze zu sehen."

Hier sei zur Erläuterung mitgeteilt, was die Wiener Musik-Zeitung von dem diesjährigen Konzert

zum Vorteil der armen Bürger im Bürgerspitale, das stets am Weihnachtstage stattfand, meldet: „Den Anfang machte Beethovens schwer zu exekutierende Sinfonie aus A-dur (die Siebente), welche unter der Leitung dieses genialen Tonsetzers mit der größten Präzision vorgetragen wurde. Die Ursache des nicht sehr rauschenden Beifalls und der unterbliebenen sonst gewöhnlichen Wiederholung des beliebten Andantes dürfte wohl darin zu suchen sein, daß das große Gedränge der Zuhörer den freien Gebrauch der Hände nicht gestattete." Das ist eine etwas sonderbare Entschuldigung. Beethovens Verstimmung aber mußte um so größer sein, als er selbst „bei dieser eisernen Zeit" wie er schreibt und wegen der großen Ausgaben für den Neffen seine Einnahmen durch ein eigenes Konzert zu vermehren wünschte und bei solcher geringen Anteilnahme an seinem edelsten Schaffen wenig Hoffnung für den Erfolg des Unternehmens sah. Dies bestärkte ihn denn auch in seinem Plan nach London zu gehen.

Das Fräulein aber fährt fort:

„Der Abend endete auf die schönste Art. Beethoven neckte uns, wie wir ihn, wahrhaft kindisch und kindlich. Denn ich bewundere oft das wahrhaft kindliche Gemüt dieses Mannes. Wir schäkerten miteinander, und als er mit Leopold fort gegangen war, so verdanke ich es nur der Stimmung, welche er mir hinterließ, daß ich nicht wehmütig wurde,

als ich sein himmlisches Lied: „An die ferne Geliebte“ sang. Ich kann mir nicht helfen, wenn mein ganzes Leben von ihm erfüllt ist. Wo ich bin, in meinen liebsten Beschäftigungen ist er auf meinem Wege und erhöht sie mir zum höchsten Genuß.

„Auch im Zirkel bei Rohmanns (Bekannten der Familie Giannatasio), wo nichts mich an ihn erinnern sollte, umschwebte mich sein lieblicher Geist und bewegte meine Seele in sanfter Wehmut. Manchmal war diese Wehmut freilich nicht so sanft, denn das Gedicht, das man unwillkürlich auf ihn anwendet, macht sie schmerzlich.“

Um auch hier zuletzt noch wenigstens annähernd an den Empfindungen der jungen Dame, und mehr noch an Beethovens eigenem Gefühl, fühlbaren Anteil zu haben, wollen wir die Dichtung, die in einfachen Worten ein zartes Sehnsuchtsempfinden ausspricht, ebenfalls hersetzen. Dieselbe ist von einem seinerzeit sehr beliebten Wiener Poeten und Litteraten, und Beethoven soll demselben selbst für den „Impuls zu so glücklicher Inspiration“, wie sie allerdings in diesen Tönen liegt, durch ein Schreiben gedankt haben. Die Komposition dieses „Liederkreises“ fällt in das Jahr 1815—16, also nicht lange zuvor, als jene Mitteilung über die „unglückliche Liebe“ in Baden geschah. Wer und ob überhaupt eine bestimmte Dame dabei im Sinne des Tondichters war,

wer kann es wiſſen? Und braucht man es zu wiſſen, um dieſe Töne zu verſtehen? Die gefällige Dichtung ſelbſt lautet:

An die ferne Geliebte.

Ein Liederkreis von A. Zeitteles.

1.

Auf dem Hügel ſitz' ich ſpähend,
In das blaue Nebelland
Nach den fernen Triften ſehend,
Wo ich dich, Geliebte, fand.

Weit bin ich von dir geſchieden,
Trennend liegen Berg und Thal
Zwiſchen mir und unſerm Frieden,
Unſerm Glück und unſrer Qual.

Ach, den Blick kannſt du nicht ſehen,
Der zu dir ſo glühend eilt,
Und die Seufzer, ſie verwehen
In dem Raume, der uns teilt.

Will denn nichts mehr zu dir dringen,
Nichts der Liebe Bote ſein?
Singen will ich, Lieder ſingen,
Die dir klagen meine Pein.

Denn vor Liedesklang entweichet
Jeder Raum und jede Zeit,
Und ein liebend Herz erreichet,
Was ein liebend Herz geweiht!

2.

Wo die Berge so blau
Aus dem neblichen Grau
Scheinen herein,
Wo die Sonne verglüht,
Wo die Wolke umzieht,
Möchte ich sein!

Dort im ruhigen Thal
Schweigen Schmerzen und Qual,
Wo im Gestein
Still die Primel dort sinnt,
Weht so leise der Wind,
Möchte ich sein!

Hin zum sinnigen Wald
Drängt mich Liebesgewalt
Innere Pein:
Ach, mich zög's nicht von hier,
Könnt' ich, Traute, bei dir
Ewiglich sein!

3.

Leichte Segler in den Höhen,
Und ihr Bächlein klein und schmal,
Könnt mein Liebchen ihr erspähen,
Grüßt sie mir viel tausendmal!

Seht ihr Wolken sie dann gehen
Sinnend in dem stillen Thal,
Laßt mein Bild vor ihr erstehen,
In dem luft'gen Himmelssaal.

Wird ſie an den Büſchen ſtehen,
Die nun herbſtlich falb und kahl,
Klagt ihr, wie mir iſt geſchehen,
Klagt ihr, Vöglein, meine Qual!

Stille Weſte, bringt im Wehen
Hin zu meiner Herzenswahl
Meine Seufzer, die vergehen
Wie der Sonne letzter Strahl!

Flüſtr' ihr zu mein Liebesflehen,
Laß ſie, Bächlein, klein und ſchmal,
Treu in deinen Wogen ſehen
Meine Thränen ohne Zahl.

Dieſe Wolken in den Höhen,
Dieſer Vöglein muntrer Zug
Werden dich, o Huldin, ſehen,
Nehmt mich mit im leichten Flug.

Dieſe Weſte werden ſcherzend
Spielen dir um Wang' und Bruſt,
In den ſeid'nen Locken wühlen,
Teilt' ich mit euch dieſe Luſt!

Hin zu dir von jenen Hügeln
Emſig dieſes Bächlein eilt.
Wird ihr Bild ſich in dir ſpiegeln,
Fließ' zurück dann unverweilt!

4.

Es kehret der Maien, es blühet die Au,
Die Lüfte, ſie wehen ſo milde, ſo lau,
Geſchwätzig die Bäche nun rinnen.

Die Schwalbe, sie kehret zum wirtlichen Dach,
Sie baut sich so emsig ihr bräutlich Gemach.
Die Liebe soll wohnen da drinnen.

Sie bringt sich geschäftig von kreuz und von quer
Manch weicheres Stückchen zum Brautbett hierher,
Manch wärmendes Stück für die Kleinen.
Nun wohnen die Gatten beisammen so treu,
Was Winter geschieden, verband nun der Mai,
Was liebet, das weiß er zu einen.

Es kehret der Maien, es blühet die Au,
Die Lüfte, sie wehen so milde, so lau,
Nur ich kann nicht ziehen von hinnen!
Wenn alles, was liebet, der Frühling vereint,
Nur unserer Liebe kein Frühling erscheint,
Und Thränen sind all ihr Gewinnen!

5.

Nimm sie hin denn, diese Lieder,
Die ich dir, Geliebte, sang!
Singe sie dann abends wieder
Zu der Laute süßem Klang.

Wenn das Dämmrungsrot dann ziehet
Nach dem stillen blauen See
Und sein letzter Strahl verglühet
Hinter jener Bergeshöh',

Und du singst, was ich gesungen,
Was mir aus der vollen Brust
Ohne Kunstgepräng' erklungen,
Nur der Sehnsucht sich bewußt, —

Dann vor diesen Liedern weichet,
Was geschieden uns so weit,
Und ein liebend Herz erreichet,
Was ein liebend Herz geweiht.

Doch hier heißt es wie bei Goethe, als er seine Lieder in die Welt sandte:

„Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Wort ist dein!"

Dann wird man doppelt mitfühlen, was das ebenso poetische wie musikalische Fräulein fühlt, als derjenige, der jene einfachen Lieder erst eigentlich gesungen und damit zugleich unsterblich gemacht hat, nun nach wenig Tagen selbst wieder da ist.

Sie schreibt:

„Den 29. Dezember. Kaum hatte ich gestern zu schreiben aufgehört, als uns der herrliche Mensch wieder besuchte. Es freute mich desto mehr, weil es so ganz aus freiem Antrieb zu geschehen schien und er sich wohl befindet in unserem häuslichen Zirkel. Ueberhaupt sind wir, wenigstens dem Aeußern nach, auf einem recht vertraulichen Fuße mit ihm. Es muß ihn unsere bewährte Freundschaft uns näher bringen, denn das ist sie!"

Ebenso begreiflich aber ist bei dem zarten Gemüte und in der besonderen Lage des Fräuleins das nachfolgende unumwundene Geständnis:

„Den 11. Jänner 1817. Heute vormittag

erfuhr ich von Leopold, daß M..... förmlich um Lotten bei der Mutter angehalten. Viele verschiedene Gefühle stürmten in diesem Augenblick in meinem Innern und machten sich durch Thränen Luft. Demohngeachtet behielt die Freude über ihr Glück die Oberhand. Abends verlebten wir mit Beethoven, sowie seit einer Woche fast alle Abende. Ungemein beglückend ist mir der Gedanke, daß wir ihm etwas sind. Aehnliche Geschichten wie mit dem Ring an seinem Finger, die bedeutende Antwort auf Nannis kindische Frage, ob er noch außer der „fernen Geliebten" jemand liebe, erregen in mir ein bitter wehmütiges Gefühl, das an Eifersucht grenzt. Doch ist es nur der Gedanke, daß mir kein Glück der Liebe beschert ist und daß ich mir klein gegen ein Wesen vorkomme, welches große Vorzüge besitzen muß, weil sie so hohes Interesse bei solch einem Manne erregte.

„Morgens. Heute kommt meine geliebte, glückliche Lotte! Sie hatte ja einst dieselben Empfindungen wie ich, vielleicht werden sie bei mir auch so angenehm umgewandelt. Möchte mich diese Hoffnung immer beseelen!"

Das Nachfolgende aber weiht uns völlig in das tiefe Empfinden ein, das dieses Mädchenherz für die Kunst erfüllte. Es ist ein Bekenntnis der schönsten Art:

„Den 19. Jänner. Ein äußerst interessanter Abend durch Beethoven! Er begleitete seine „Ent-

ferne" zu Nannis Gesang. Ich lebte nur für diesen Augenblick, meine Seele war gefesselt, ein heiliger Schauer durchlief mich, als ich ihn so dasitzen sah. — Endlich nachdem unsere Erwartung aufs höchste gesteigert war! — Er war so wohlwollend gegen uns, und unsere Besorgnis, daß der Abend langweilig vergehen würde wegen Schönauers, belohnt."

Die Schreiberin berichtet über diesen ihr so weihevollen Moment übrigens selbst noch näher:

„Einmal als er mir ‚Die entfernte Geliebte', Text von Jeitteles, gebracht hatte und Vater wollte, ich sollte meine Schwester begleiten, ließ er mich nur die Angst ausstehen und mit den Worten: ‚Gehen Sie weg!' setzte er sich und begleitete selbst. Dabei muß bemerkt werden, daß er zu unserem großen Erstaunen häufig falsch griff und dennoch wieder, als meine Schwester fragte, ob sie nicht gefehlt oder so was, antwortete: ‚Es war gut, aber hier,' — und da bezeichnete er eine Stelle, wo kein Verbindungsbogen angegeben war — ‚hier müssen Sie herüber ziehen!' Also das hatte er vermißt."

Und die Erzählerin, die übrigens hier in dem einen Punkte irrt, daß Beethoven erst an diesem Abend den „Liederkreis" gebracht habe, den sie schon seit längerer Zeit besaßen, fügt noch bezeichnend hinzu, bei dieser Klavierbegleitung sei Beethoven „schon ganz gefühlvoll dagesessen".

Weiter heißt es nun im Tagebuche:

„Ich ſollte mein zu hohes Intereſſe für dieſen Mann zurückdrängen, aber es geht nun einmal nicht, ich kann nichts dafür, daß ein freudiges Leben meine Seele bei dem Gedanken faßt, daß er den Sommer vielleicht auf Tage unſer Hausgenoſſe werden wird. O, in dieſem Worte liegt ſehr viel, unendlich viel! Wenn er das ſo recht geworden wäre !— Nun und was dann? Ja, dann hätte ich manches gehofft! Und nun darf ich nichts, nicht einmal hoffen!“

Mit dieſem Geſtändnis ſchließen wir das Kapitel der „Liebesgeſchichten“, es beginnt ein neues, das der thätig helfenden Freundſchaft, das uns das Weſen des Fräuleins jedoch erſt recht im edelſten Licht erſcheinen läßt. Sie ſollte ſich mit ihrem weiblichen Herzens in jeder Weiſe des männlichen Geiſtes, den der Zufall ihr nahe gebracht, würdig erweiſen, und hier war die goldene Brücke des verehrenden Verſtändniſſes eben ihre innige Empfindung der Muſik.

5. Vaterleid.

„Doch ob ich gleich dem Blute nach seine Tochter bin, so bin ich's doch nicht der Aufführung nach."
(Von Beethoven im ‚Kaufmann von Venedig' angestrichen.)

Wie sehr Beethoven nach seiner Geistesart und bisherigen Entwicklung unfähig sein mußte, solchen Lebensaufgaben, wie sie in der Erziehung des Knaben an ihn gestellt waren, zu genügen, das zeigte uns sein ganzer Künstlerlauf und das, was uns schon bisher hier begegnete. Und nun gar die steten Nöte mit der „Königin der Nacht", die jetzt erst recht beginnen.

Um so mehr war er auf fremde Hilfe angewiesen, und daß er selbst diese nicht immer nach ihrem Werte erkannte, brachte ihn stets in neue Verwicklungen. Ihre Schilderung ist nicht überall angenehm zu lesen; doch ohne sie ist weder der Wert dieser Freundschaft, noch schließlich das Ende des ganzen Verhältnisses zu beurteilen. Wir bringen also zunächst wieder der

Zeitfolge nach, was im Tagebuch über unſern Meiſter vorkommt:

„Den 27. Jänner..... Verſtimmt durch des kleinen Beethoven Zurückkunft vom Onkel, welcher krank iſt, da er mir ſagte, er ſei ſehr traurig.“

„Den 31. Jänner. Geſtern vormittag unterhielt ſich Nanni ſo gut mit unſerem lieben Beethoven und erzählte mir ſo viel von einem höchſt intereſſanten Geſpräch über Kunſt und von den Briefen und Geſchenk, welches er von einer Bremer Bürgerin erhalten.“

Was für ein Geſchenk dies war, erfahren wir nicht. Die, „Bremer Bürgerin“ aber iſt Eliſe Müller, Tochter des Dr. W. C. Müller, eines enthuſiaſtiſchen Verehrers von Beethoven. Sie ſpielte ſelbſt öffentlich in Bremen ſeine Kompoſitionen.

Von jetzt aber beginnen die Störungen des Einvernehmens zwiſchen Beethoven und der Familie. Das Nähere ergiebt ſich aus den Aufzeichnungen ſelbſt:

„Den 1. März. Daß Beethoven auf uns böſe iſt, iſt etwas, was mich die Zeit recht ſehr betrübt, obwohl die Art, wie er es zeigte, das traurige Gefühl mehr in ein bitteres umſchuf. Es iſt wahr, daß der Vater nicht artig gegen ihn gehandelt hat; aber Menſchen, die ihm ihre Achtung und Liebe jederzeit ſo bewieſen haben wie wir, ſollte er nicht mit beißendem Spott zurechtweiſen wollen. Er hat jenen Brief

wohl in einer ſeiner menſchenfeindlichen Launen geſchrieben, und ich verzeihe es gern. Wir ſahen ihn nun ſeit jenem Abend nicht mehr, als ich und Nanni krank zu Bette lagen."

Der hier erwähnte Brief iſt allerdings etwas ernſt und beſtimmt in ſeinen Ausdrücken und Anforderungen, zumal wegen Karls Muſikunterricht, denn der Knabe war jetzt „zur Muſik beſtimmt". Allein, „beißenden Spott" konnte darin doch nur ſolch zarte Freundſchaftsempfindung finden, wie ſie allerdings in dieſem Verhältnis natürlich iſt. Wir geben das Weſentliche des Briefes, wobei nur zu bemerken, daß Czerny der bekannte Wiener Klavierkomponiſt iſt, den Beethoven einſt ſelbſt unterrichtet und jetzt zum Lehrer ſeines Karl gemacht hatte.

„Es iſt wenigſtens das erſte Mal, daß ich mich an eine mir liebe Pflicht habe mahnen laſſen müſſen," ſchreibt er. „Sehr dringende Beſchäftigungen ſowohl mit meiner Kunſt, als noch manche andere Urſachen ließen mich auf die Rechnung gänzlich vergeſſen, es wird indeſſen nie mehr nötig ſein. Wegen meinem Bedienten, Karl abends nach Hauſe zu bringen, iſt die Veranſtaltung ſchon getroffen. Ich danke Ihnen unterdeſſen, daß Sie geſtern die Gefälligkeit hatten, ihn durch Ihren Bedienten abholen zu laſſen. Da ich gar nichts davon wußte, ſo hätte es leicht geſchehen können, daß Karl bei Czerny hätte bleiben müſſen."

Hier ist, um zu wissen, warum Beethoven aus dem „Abholen“ eine solche Wichtigkeit macht, daran zu erinnern, daß die Mutter die Gänge des Kindes scharf beobachtete und teils nach ihrem natürlichen Muttergefühl ihn an sich heranzuziehen suchte, teils allerhand Anhaltspunkte sammelte, um den Vormund und Oheim selbst bei den „Landrechten“ anzuschwärzen oder doch in der Meinung des Publikums herunterzusetzen. Letzteres gelang ihr denn auch so, daß bei dem späteren Prozesse um den Knaben sie „das Vorurteil der Welt“ auf ihrer Seite hatte.

In der anderen Beziehung schreibt Beethoven selbst, daß er sich überzeugt habe, wie jeder Besuch der Mutter einen bitteren Nachklang in dem Gemüte Karls zurücklasse, wobei er nur verlieren, aber nicht gewinnen könne; und wieder: „Das Gerede dieser bösen Frau hat mich so angegriffen, daß ich für heute nicht alles beantworten kann, jedoch lassen Sie selbe auf keinen Fall zu Karl'n.“

Der weitere Punkt ist für Beethoven wichtig, weil er eben den Knaben zum „Künstler“ bilden lassen wollte, und das mangelhafte „Klavierüben“ ward auch ein Hauptanlaß des Bruchs mit dem Institut. Er fährt also fort:

„Was seine Studien in dem Klavierüben betrifft, so bitte ich Sie ihn selber immer anzuhalten, weil sonst der Klaviermeister zu nichts nutzt. Gestern hat Karl den ganzen Tag nicht spielen können, ich

habe es auch schon mehrere Male erfahren, indem ich mich darauf verließ, um mit ihm durchzugehen. daß ich unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

„La musica merita d'esser studiato (Musik will geübt sein).

„Die paar Stunden, die ihm jetzt zu seinen Musikstunden, gestattet sind, flecken ohnedem nicht, und ich muß daher um so mehr darauf dringen, daß sie inne gehalten werden. Es ist eben nichts Ungewöhnliches, daß darauf in einem Institut Rücksicht genommen wird." Und so geht's noch eine Weile fort.

Die Verstimmung Beethovens war allerdings groß. In der Hauptsache aber waltete, wie wir sogleich sehen werden, Mißverständnis durch den lügenhaften Knaben selbst und sogar dieser Brief schließt: „Mit aller erdenklichen Hochachtung Ihr Freund L. van Beethoven."

Das Fräulein schreibt also weiter:

„Den 6. März. .... Uebrigens fühle ich mich durch Beethovens Betragen gegen uns wahrhaft gekränkt, mein bitteres Gefühl gegen ihn verlöscht ganz, und ich fühle nur den ängstlichen Wunsch, bald die dumme Geschichte aufgeklärt und, wenn ich ihn auch nicht oft sehe, doch zu wissen, daß er mit freundschaftlichem, liebevollem Herzen an uns denkt. Das weiß ich nun nicht und es beunruhigt mich und Nanni selbst in unsern Träumen. Der böse Mensch! wenn er wüßte, wie viele trübe Augen-

blicke er uns schon gemacht hat, und es einsehen könnte, wie wir beiden es doch so gar nicht um ihn verdient haben, und ihn immer so lieb haben, — er müßte vermöge seines gefühlvollen Herzens — auf der Stelle kommen und ganz gut mit uns sein!" —"

Erst nach mehr als acht Tagen, am 15. März, gelangt sie wieder an ihren stillen Schreibort und jetzt erfahren wir:

„Ich überlese diese letzten Zeiten mit einem überaus angenehmen Gefühle. Denn *er kam* — und *alles ist wieder gut*. Wie wehe thut es mir, bemerken zu müssen, daß Karl sehr viel Schuld an diesem Mißverständnis hatte; und wie viel weher, noch überhaupt neue Züge seines Leichtsinns an seinem braven Onkel ausgeübt zu sehen, welche *ihm* neu waren und ihn desto mehr kränkten.

„Als Nanni Beethoven fragte, ob er noch böse wäre, so antwortete er: ‚*Ich lege viel zu wenig Wert auf mich, um es zu sein.*' Dennoch taute er erst nach unsern wechselseitigen Erklärungen auf, wo es sich denn fand, daß nur Mißverständnis die Ursache dieser kleinen Spannung war. Das Undelikate der Handlungsweise des Vaters wegen dem Abholen Karls, der Mahnung wegen des Geldes, was ihm Karl von dem Klaviermeister ausgerichtet hatte, nebst der Züge des letzteren (nämlich Karls), man habe ihn abgewiesen auf dem Kla-

vier zu üben, alles dies wirkte auf Beethovens ohnehin bedrängtes Gemüt, so daß er uneingedenk des Vertrauens, das er uns schuldig ist, sich nicht liebevoll an seine Freunde wandte, sondern dem Schein traute. Doch er kam, — er schien ja verlegen, sein Brief thut ihm vielleicht jetzt leid, und ich lebe wieder in der beruhigenden Ueberzeugung, daß er uns so gut ist, wie er es sonst war. Ueberhaupt war ich in meinen Erwartungen nie so genügsam als jetzt. Wenn mein erfüllter Wunsch, Beethoven möchte es einsehen, daß wir es gut mit ihm meinen, und er uns dafür lieb haben, wenn dieser Wunsch noch eine Ausdehnung erleiden darf, so wäre es in seiner Nähe zu leben und ihm, wenn es in unserer Macht stände, manche trübe Stunde seines Lebens zu erheitern."

Dennoch scheint Beethoven das Mißtrauen, wenn nicht gegen die Familie, so doch gegen das Institut bewahrt zu haben, da er sich zunächst persönlich wenig sehen läßt. Das Fräulein schreibt erst am 2. Mai wieder von ihm etwas auf:

„Unsern teueren Beethoven sehe ich sehr selten, es thut mir sehr wehe, daß ich ihn wegen des Knaben bedauern muß. Viel Kummer wird er *ihm noch machen*, und wie sehr wünschte ich jede trübe Wolke von seiner Stirn zu bannen! Mit seinem neuen Lied: ‚*Nord oder Süd*' hat er uns wieder so viel Freude gemacht!"

Das Liedchen: „So oder so", Gedicht von Karl Lappe, war in diesem Winter komponiert und auch schon veröffentlicht worden. Es führt uns ebenfalls in gewisser Hinsicht in Beethovens Anschauungsweise von damals ein, wie er gegen die stets heftiger andringenden Stürme des Lebens sich zunächst wenigstens mit dem Bewußtsein eines Bessern zu waffnen und zu trösten sucht. Wir geben nur einige Verse des an sich nicht viel sagenden und etwas bombastischen Gedichtes:

Nord oder Süd!
Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligtum der Schönheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel blüht!
Nur Geistesarmut kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden.
Nord oder Süd!
Wenn nur die Seele glüht!

Stadt oder Land!
Nur nicht zu eng die Räume,
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume
Zum Schatten vor dem Sonnenbrand!
Nicht an das „Wo" ward Seligkeit gebunden.
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land!
Die Außenwelt ist Tand!

Schlaf oder Tod!
Willkommen Zwillingsbrüder!
Der Tag ist hin, ihr zieht die Wimper nieder.

Traum ist der Erde Glück und Not.
Zu kurzer Tag! Zu schnell verrauscht das Leben!
Warum so schön und doch so rasch verschweben?
Schlaf oder Tod!
Hell strahlt das Morgenrot!

Das Wort des Fräuleins: „Viel Kummer wird er ihm noch machen", weist auf eine Zeit hin, wo Beethoven allerdings noch viel mehr als schon bisher das Glück nur „im eigenen Busen" suchen oder ganz darauf verzichten sollte.

Die Mitteilungen des Tagebuchs sind zunächst wenig bedeutenden Inhalts. Beethoven hatte, um dem Knaben möglichst nahe zu sein, in diesem Frühjahr eine Wohnung in der Gärtnerstraße bezogen, in der gleichen Vorstadt „Landstraße", wo das Institut lag. Das Fräulein schreibt zunächst:

„Den 13. Mai ..... Beethoven sah ich gestern nach langer Zeit wieder bei uns. Er atmet in unserer Nähe, sein schöpferischer Geist erschafft vielleicht in unserer Nähe Werke, die in Jahrhunderten noch bewundert werden! Wenn er sich doch ganz ungehindert dem Drange seines immer weiter strebenden Geistes überlassen könnte! Doch oft mag seine Gesundheit darunter leiden, daß ihn kalte, gemeine Begebenheiten der gedrückten Menschheit im gewöhnlichen Leben quälen, ihn, der so verdient von nichts und niemand gequält zu werden!"

Man lese, um diese Worte ganz zu verstehen,

Das Liedchen: „So oder so", Gedicht von Karl Lappe, war in diesem Winter komponiert und auch schon veröffentlicht worden. Es führt uns ebenfalls in gewisser Hinsicht in Beethovens Anschauungsweise von damals ein, wie er gegen die stets heftiger andringenden Stürme des Lebens sich zunächst wenigstens mit dem Bewußtsein eines Bessern zu waffnen und zu trösten sucht. Wir geben nur einige Verse des an sich nicht viel sagenden und etwas bombastischen Gedichtes:

Nord oder Süd!
Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligtum der Schönheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel blüht!
Nur Geistesarmut kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden.
Nord oder Süd!
Wenn nur die Seele glüht!

Stadt oder Land!
Nur nicht zu eng die Räume,
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume
Zum Schatten vor dem Sonnenbrand!
Nicht an das „Wo" ward Seligkeit gebunden.
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land!
Die Außenwelt ist Tand!

Schlaf oder Tod!
Willkommen Zwillingsbrüder!
Der Tag ist hin, ihr zieht die Wimper nieder.

Traum iſt der Erde Glück und Not.
Zu kurzer Tag! Zu ſchnell verrauſcht das Leben!
Warum ſo ſchön und doch ſo raſch verſchweben?
Schlaf oder Tod!
Hell ſtrahlt das Morgenrot!

Das Wort des Fräuleins: „Viel Kummer wird er ihm noch machen", weiſt auf eine Zeit hin, wo Beethoven allerdings noch viel mehr als ſchon bisher das Glück nur „im eigenen Buſen" ſuchen oder ganz darauf verzichten ſollte.

Die Mitteilungen des Tagebuchs ſind zunächſt wenig bedeutenden Inhalts. Beethoven hatte, um dem Knaben möglichſt nahe zu ſein, in dieſem Frühjahr eine Wohnung in der Gärtnerſtraße bezogen, in der gleichen Vorſtadt „Landſtraße", wo das Inſtitut lag. Das Fräulein ſchreibt zunächſt:

„Den 13. Mai ..... Beethoven ſah ich geſtern nach langer Zeit wieder bei uns. Er atmet in unſerer Nähe, ſein ſchöpferiſcher Geiſt erſchafft vielleicht in unſerer Nähe Werke, die in Jahrhunderten noch bewundert werden! Wenn er ſich doch ganz ungehindert dem Drange ſeines immer weiter ſtrebenden Geiſtes überlaſſen könnte! Doch oft mag ſeine Geſundheit darunter leiden, daß ihn kalte, gemeine Begebenheiten der gedrückten Menſchheit im gewöhnlichen Leben quälen, ihn, der ſo verdient von nichts und niemand gequält zu werden!"

Man leſe, um dieſe Worte ganz zu verſtehen,

das ausführliche Schreiben Beethovens vom 19. Juni 1817 an seinen „Beichtvater", die Gräfin Erdödy:

„Zuviel bin ich in der Zeit umhergeworfen, zu sehr mit Sorgen überhäuft, und seit dem 6. Okt. 1816 schon immer kränklich! — Alle Tage hoffe ich das Ende dieses betrübten Zustandes; obschon es sich etwas gebessert hat, so scheint es doch noch lange zu währen, bis ich gänzlich genesen werde.

„Wie sehr dies alles auf mein Dasein wirken muß, können Sie denken! Mein Gehörs-Zustand hat sich verschlimmert, und schon ehemals nicht fähig für mich und meine Bedürfnisse zu sorgen, — jetzt als noch — und meine Sorgen sind noch vergrößert durch meines Bruders Kind. Da es mir schwer wird für mich selbst zu sorgen, so wende ich mich bald an diesen, bald an jenen, und bin überall übel belassen und die Beute elender Menschen. Tausendmal habe ich an Sie, liebe verehrte Freundin, gedacht und auch jetzt. Allein der eigene Jammer hat mich niedergedrückt."

So treten ihm die Gedanken des Todes nah und näher, und in diese Tage fällt jene kleine Komposition des „Gesangs der Mönche" aus Schillers Tell, auf deren Autograph er selbst geschrieben: „Zur Erinnerung an den schnellen und unverhofften Tod unseres Krumpholz am 13. Mai 1817." Der ihm befreundete Geiger war tags vorher auf der Prome-

nahe plötzlich tot niedergestürzt. Die Verse dieses ernsten Gesangs seien ebenfalls hergesetzt:

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben.
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!

Man wird begreifen, daß er sich mehr und mehr von aller Welt zurückzog. Auch ist dieses Jahr 1817 merkwürdig arm an Kompositionen.

Wir fahren in den Auszügen fort:

„Den 1. Juni ..... Beethoven sehe ich sehr selten. Es thut mir sehr leid, daß er so wenig unserer Gesellschaft bedarf. Wir sind ihm doch etwas wert, das tröstet mich!"

Zu der folgenden Notiz vom 15. Juni ist vorzubemerken, daß der im Text erwähnte Herr Pacher ein junger Witwer und Vater von zwei kleinen Töchtern ist, der damals in Giannatasios Gartenhaus gezogen war. Er erinnerte in seiner Art und Erscheinung das Fräulein lebhaft an ihren verstorbenen Verlobten, und was ist natürlicher, als daß allmählig das stete Zusammenleben mit ihm eine persönliche Empfindung in einem Herzen erzeugte, das doch bald zu der Ueberzeugung gekommen war, dem großen Künstler, der dem Hause so nah befreundet war, stets

nur Freund sein zu können. Doch blieb auch diese schüchterne Zuneigung stumm und unerwidert.

Die Aufzeichnung lautet also:

„Heute morgens erwachte ich von einem Traume, der mir eine unangenehme Stimmung hinterließ. Die Hauptumstände desselben waren, daß wir uns in Bachers Charakter geirrt hatten und in einem Mann, in welchem ich einen Geliebten und meine Angehörigen einen Freund zu besitzen glaubten, einen gewöhnlichen Menschen fanden. Dieser Traum zeigte ihn mir noch einige Zeit nach dem Erwachen in einem äußerst interessanten Lichte, und er verschmolz in meiner Vorstellung mit meinem verstorbenen Lieben. Damit das in der Folge bei näherer Kenntnis seines vielleicht großen innern Wertes nicht geschehe und, wie es dann wahrscheinlich kommen könnte, mich wieder beunruhigte und aus einem einförmigen aber ruhigeren Gefühlskreise zöge, werde ich bei seiner Anwesenheit als halber Hausgenosse auf meiner Hut sein, seine Gesellschaft nicht suchen, mich viel beschäftigen und wenn ich recht sehr aufrichtig sein will: warten — ob er mich vielleicht nicht ganz ohne Interesse findet; denn jenem zu gefallen, dem ich eigentlich am liebsten gefallen möchte, das geschieht doch nicht.

„Heute aber war ich wieder entzückt über die Werke seines kräftigen, schaffenden Geistes! Seine Musik durchdringt mein Innerstes

und macht ein enthusiastisches Gefühl für den Mann in mir rege, welches nun dessen höheren Wert als Mensch zur Basis hat und dadurch noch gediegener ist."

Und jetzt macht das Fräulein eine mannigfach interessante Mitteilung, die uns viel von Beethovens Glück und Unglück im Leben erklärt. Sie schreibt nämlich weiter:

„Er und Nanni hatten neulich einmal ein zwar kurzes, aber sehr interessantes Gespräch über Liebe und Ehe. Wie er in allem ein besondrer Mensch ist, so ist er es auch in seinen Meinungen und Ideen hierüber. Jede Art gebundenes Verhältnis beim Menschen ist ihm unangenehm. Ich glaube ihn zu verstehen, wenn ich sage, er will die Freiheit des Menschen nicht beschränkt wissen. So ist es ihm weit interessanter, wenn ein weibliches Wesen ihm, ohne wie er meint an ihn gebunden zu sein, ihre Liebe und mit ihr das Höchste schenkt. In dem Verhältnis des Mannes zum Weibe glaubt er vielleicht schon die Freiheit des Weibes beschränkt.

„Von einem Freunde erzählte er, welcher ihm gesagt: man müsse ganz ohne Liebe ehelichen, er sei recht glücklich und habe viele Kinder. Wir waren noch weniger der Meinung seines Freundes als er, der immer meinte, er wisse es nicht. Von sich sagte er, er habe keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das Eine oder Andere den Schritt

bereut hätte, und von einigen Mädchen, welche er in früheren Zeiten zu besitzen gewünscht und als das höchste Glück erachtet hätte, hat er in der Folge die Bemerkung gemacht, daß er sehr glücklich sei, daß keine von ihnen seine Frau geworden wäre, und wie gut es sei, daß die Wünsche der Sterblichen oft nicht erfüllt würden.

„Meine Anmerkungen spar' ich; aber ich glaube ein Mädchen zu kennen, die ihn, von ihm geliebt, gewiß nicht unglücklich gemacht haben würde. Ob aber auch glücklich? —

„Nanni bemerkte, daß er seine Kunst immer mehr lieben würde als seine Frau. Das, meinte er, wäre auch in der Ordnung, und daß er eine Frau nicht lieben könnte, die seine Kunst nicht zu würdigen verstände. Basta!"

Dieses italienische „Genug!" war denn auch, so fügen wir hinzu, ein allerletztes „Genug!" für die Wünsche der jungen Dame und schloß dieselben in dem bisherigen Sinne völlig ab. Die Mitteilungen aber bleiben der gleiche Ausdruck der innigsten Anteilnahme an dem Schicksal des so unglücklichen großen Mannes.

So schreibt sie zunächst am 25. Juni:

„Gestern sah ich den guten Beethoven ganz ergriffen von den traurigen Verhältnissen mit der Mut-

ter des Kindes. Er wurde erheiterter nach Mitteilung und unserem Mitgefühl."

Ueber die neuen Wirren genüge das Wort aus Beethovens eigenem Tagebuche:

„Gott helfe, du siehst mich von der ganzen Menschheit verlassen, denn Unrechtes will ich nichts begehen. Erhöre mein Flehen, doch für die Zukunft mit meinem Karl zusammen zu sein, da nirgends jetzt sich eine Möglichkeit dahin zeigt! O hartes Geschick, o grausames Verhängnis, nein, nein, mein unglücklicher Zustand endet nie!"

Das Fräulein erzählt noch aus ihren Erinnerungen: „Nun brach, wenn ich so sagen darf, ein neues Gemütsleben bei Beethoven hervor; er schien sich dem Jungen mit Leib und Seele widmen zu wollen, und je nachdem er fröhlich war durch seinen Neffen, oder in Verdrießlichkeiten verwickelt wurde, oder wohl gar Kummer erdulden mußte, schrieb er oder konnte er nichts schreiben." Es war das erste Mal, daß er das Gefühl hatte, ein menschliches Wesen, das allerdings zunächst bloß durch äußeres Geschick ihm zugefallen war, das er aber bald ebenso aus eigenstem Antrieb an sich heranzog, nun auch völlig zu besitzen, und er wollte nach seiner kraftvoll leidenschaftlichen Art sich dieses Besitzes völlig erfreuen können zu seinem wie zu des Knaben Heil.

„Wirklich in Wahrheit, ein Tropfen höhlet einen Stein aus. Tausend schöne Augenblicke verschwin-

Das Liedchen: „So oder so", Gedicht von Karl Lappe, war in diesem Winter komponiert und auch schon veröffentlicht worden. Es führt uns ebenfalls in gewisser Hinsicht in Beethovens Anschauungsweise von damals ein, wie er gegen die stets heftiger andringenden Stürme des Lebens sich zunächst wenigstens mit dem Bewußtsein eines Bessern zu waffnen und zu trösten sucht. Wir geben nur einige Verse des an sich nicht viel sagenden und etwas bombastischen Gedichtes:

Nord oder Süd!
Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligtum der Schönheit und der Musen,
Ein götterreicher Himmel blüht!
Nur Geistesarmut kann der Winter morden,
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden.
Nord oder Süd!
Wenn nur die Seele glüht!

Stadt oder Land!
Nur nicht zu eng die Räume,
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume
Zum Schatten vor dem Sonnenbrand!
Nicht an das „Wo" ward Seligkeit gebunden.
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land!
Die Außenwelt ist Tand!

Schlaf oder Tod!
Willkommen Zwillingsbrüder!
Der Tag ist hin, ihr zieht die Wimper nieder.

Traum iſt der Erde Glück und Not.
Zu kurzer Tag! Zu ſchnell verrauſcht das Leben!
Warum ſo ſchön und doch ſo raſch verſchweben?
Schlaf oder Tod!
Hell ſtrahlt das Morgenrot!

Das Wort des Fräuleins: „Viel Kummer wird er ihm noch machen", weiſt auf eine Zeit hin, wo Beethoven allerdings noch viel mehr als ſchon bisher das Glück nur „im eigenen Buſen" ſuchen oder ganz darauf verzichten ſollte.

Die Mitteilungen des Tagebuchs ſind zunächſt wenig bedeutenden Inhalts. Beethoven hatte, um dem Knaben möglichſt nahe zu ſein, in dieſem Frühjahr eine Wohnung in der Gärtnerſtraße bezogen, in der gleichen Vorſtadt „Landſtraße", wo das Inſtitut lag. Das Fräulein ſchreibt zunächſt:

„Den 13. Mai ..... Beethoven ſah ich geſtern nach langer Zeit wieder bei uns. Er atmet in unſerer Nähe, ſein ſchöpferiſcher Geiſt erſchafft vielleicht in unſerer Nähe Werke, die in Jahrhunderten noch bewundert werden! Wenn er ſich doch ganz ungehindert dem Drange ſeines immer weiter ſtrebenden Geiſtes überlaſſen könnte! Doch oft mag ſeine Geſundheit darunter leiden, daß ihn kalte, gemeine Begebenheiten der gedrückten Menſchheit im gewöhnlichen Leben quälen, ihn, der ſo verdient von nichts und niemand gequält zu werden!"

Man leſe, um dieſe Worte ganz zu verſtehen,

das ausführliche Schreiben Beethovens vom 19. Juni 1817 an seinen „Beichtvater", die Gräfin Erdödy:

„Zuviel bin ich in der Zeit umhergeworfen, zu sehr mit Sorgen überhäuft, und seit dem 6. Okt. 1816 schon immer kränklich! — Alle Tage hoffe ich das Ende dieses betrübten Zustandes; obschon es sich etwas gebessert hat, so scheint es doch noch lange zu währen, bis ich gänzlich genesen werde.

„Wie sehr dies alles auf mein Dasein wirken muß, können Sie denken! Mein Gehörs-Zustand hat sich verschlimmert, und schon ehemals nicht fähig für mich und meine Bedürfnisse zu sorgen, — jetzt als noch — und meine Sorgen sind noch vergrößert durch meines Bruders Kind. Da es mir schwer wird für mich selbst zu sorgen, so wende ich mich bald an diesen, bald an jenen, und bin überall übel belassen und die Beute elender Menschen. Tausendmal habe ich an Sie, liebe verehrte Freundin, gedacht und auch jetzt. Allein der eigene Jammer hat mich niedergedrückt."

So treten ihm die Gedanken des Todes nah und näher, und in diese Tage fällt jene kleine Komposition des „Gesangs der Mönche" aus Schillers Tell, auf deren Autograph er selbst geschrieben: „Zur Erinnerung an den schnellen und unverhofften Tod unseres Krumpholz am 13. Mai 1817." Der ihm befreundete Geiger war tags vorher auf der Prome-

nahe plötzlich tot niedergestürzt. Die Verse dieses ernsten Gesangs seien ebenfalls hergesetzt:

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben.
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben.
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!

Man wird begreifen, daß er sich mehr und mehr von aller Welt zurückzog. Auch ist dieses Jahr 1817 merkwürdig arm an Kompositionen.

Wir fahren in den Auszügen fort:

„Den 1. Juni ..... Beethoven sehe ich sehr selten. Es thut mir sehr leid, daß er so wenig unserer Gesellschaft bedarf. Wir sind ihm doch etwas wert, das tröstet mich!"

Zu der folgenden Notiz vom 15. Juni ist vorzubemerken, daß der im Text erwähnte Herr Pacher ein junger Witwer und Vater von zwei kleinen Töchtern ist, der damals in Giannatasios Gartenhaus gezogen war. Er erinnerte in seiner Art und Erscheinung das Fräulein lebhaft an ihren verstorbenen Verlobten, und was ist natürlicher, als daß allmählig das stete Zusammenleben mit ihm eine persönliche Empfindung in einem Herzen erzeugte, das doch bald zu der Ueberzeugung gekommen war, dem großen Künstler, der dem Hause so nah befreundet war, stets

nur Freund ſein zu können. Doch blieb auch dieſe ſchüchterne Zuneigung ſtumm und unerwidert.

Die Aufzeichnung lautet alſo:

„Heute morgens erwachte ich von einem Traume, der mir eine unangenehme Stimmung hinterließ. Die Hauptumſtände desſelben waren, daß wir uns in Pachers Charakter geirrt hatten und in einem Mann, in welchem ich einen Geliebten und meine Angehörigen einen Freund zu beſitzen glaubten, einen gewöhnlichen Menſchen fanden. Dieſer Traum zeigte ihn mir noch einige Zeit nach dem Erwachen in einem äußerſt intereſſanten Lichte, und er verſchmolz in meiner Vorſtellung mit meinem verſtorbenen Lieben. Damit das in der Folge bei näherer Kenntnis ſeines vielleicht großen innern Wertes nicht geſchehe und, wie es dann wahrſcheinlich kommen könnte, mich wieder beunruhigte und aus einem einförmigen aber ruhigeren Gefühlskreiſe zöge, werde ich bei ſeiner Anweſenheit als halber Hausgenoſſe auf meiner Hut ſein, ſeine Geſellſchaft nicht ſuchen, mich viel beſchäftigen und wenn ich recht ſehr aufrichtig ſein will: warten — ob er mich vielleicht nicht ganz ohne Intereſſe findet; denn jenem zu gefallen, dem ich eigentlich am liebſten gefallen möchte, das geſchieht doch nicht.

„Heute aber war ich wieder entzückt über die Werke ſeines kräftigen, ſchaffenden Geiſtes! Seine Muſik durchdringt mein Innerſtes

und macht ein enthusiastisches Gefühl für den Mann in mir rege, welches nun dessen höheren Wert als Mensch zur Basis hat und dadurch noch gediegener ist."

Und jetzt macht das Fräulein eine mannigfach interessante Mitteilung, die uns viel von Beethovens Glück und Unglück im Leben erklärt. Sie schreibt nämlich weiter:

„Er und Nanni hatten neulich einmal ein zwar kurzes, aber sehr interessantes Gespräch über Liebe und Ehe. Wie er in allem ein besondrer Mensch ist, so ist er es auch in seinen Meinungen und Ideen hierüber. Jede Art gebundenes Verhältnis beim Menschen ist ihm unangenehm. Ich glaube ihn zu verstehen, wenn ich sage, er will die Freiheit des Menschen nicht beschränkt wissen. So ist es ihm weit interessanter, wenn ein weibliches Wesen ihm, ohne wie er meint an ihn gebunden zu sein, ihre Liebe und mit ihr das Höchste schenkt. In dem Verhältnis des Mannes zum Weibe glaubt er vielleicht schon die Freiheit des Weibes beschränkt.

„Von einem Freunde erzählte er, welcher ihm gesagt: man müsse ganz ohne Liebe ehelichen, er sei recht glücklich und habe viele Kinder. Wir waren noch weniger der Meinung seines Freundes als er, der immer meinte, er wisse es nicht. Von sich sagte er, er habe keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das Eine oder Andere den Schritt

bereut hätte, und von einigen Mädchen, welche er in früheren Zeiten zu besitzen gewünscht und als das höchste Glück erachtet hätte, hat er in der Folge die Bemerkung gemacht, daß er sehr glücklich sei, daß keine von ihnen seine Frau geworden wäre, und wie gut es sei, daß die Wünsche der Sterblichen oft nicht erfüllt würden.

„Meine Anmerkungen spar' ich; aber ich glaube ein Mädchen zu kennen, die ihn, von ihm geliebt, gewiß nicht unglücklich gemacht haben würde. Ob aber auch glücklich? —

„Nanni bemerkte, daß er seine Kunst immer mehr lieben würde als seine Frau. Das, meinte er, wäre auch in der Ordnung, und daß er eine Frau nicht lieben könnte, die seine Kunst nicht zu würdigen verstände. Basta!"

Dieses italienische „Genug!" war denn auch, so fügen wir hinzu, ein allerletztes „Genug!" für die Wünsche der jungen Dame und schloß dieselben in dem bisherigen Sinne völlig ab. Die Mitteilungen aber bleiben der gleiche Ausdruck der innigsten Anteilnahme an dem Schicksal des so unglücklichen großen Mannes.

So schreibt sie zunächst am 25. Juni:

„Gestern sah ich den guten Beethoven ganz ergriffen von den traurigen Verhältnissen mit der Mut-

ter des Kindes. Er wurde erheiterter nach Mitteilung und unserem Mitgefühl."

Ueber die neuen Wirren genüge das Wort aus Beethovens eigenem Tagebuche:

„Gott helfe, du siehst mich von der ganzen Menschheit verlassen, denn Unrechtes will ich nichts begehen. Erhöre mein Flehen, doch für die Zukunft mit meinem Karl zusammen zu sein, da nirgends jetzt sich eine Möglichkeit dahin zeigt! O hartes Geschick, o grausames Verhängnis, nein, nein, mein unglücklicher Zustand endet nie!"

Das Fräulein erzählt noch aus ihren Erinnerungen: „Nun brach, wenn ich so sagen darf, ein neues Gemütsleben bei Beethoven hervor; er schien sich dem Jungen mit Leib und Seele widmen zu wollen, und je nachdem er fröhlich war durch seinen Neffen, oder in Verdrießlichkeiten verwickelt wurde, oder wohl gar Kummer erdulden mußte, schrieb er oder konnte er nichts schreiben." Es war das erste Mal, daß er das Gefühl hatte, ein menschliches Wesen, das allerdings zunächst bloß durch äußeres Geschick ihm zugefallen war, das er aber bald ebenso aus eigenstem Antrieb an sich heranzog, nun auch völlig zu besitzen, und er wollte nach seiner kraftvoll leidenschaftlichen Art sich dieses Besitzes völlig erfreuen können zu seinem wie zu des Knaben Heil.

„Wirklich in Wahrheit, ein Tropfen höhlet einen Stein aus. Tausend schöne Augenblicke verschwin-

den, wenn Kinder in hölzernen Instituten sind, wo sie bei guten Eltern die seelenvollsten Eindrücke, welche bis ins späteste Alter fortdauern, empfangen können." — „Karl ist ein ganz anderes Kind, wenn er einige Stunden bei dir ist, — daher bleibe bei dem Plan, ihn zu dir zu nehmen; auch hast du weniger Sorgen für dein Gemüt, welche Albernheiten dort in diesem (Institut)!" — so schreibt er selbst in diesem Frühling in seinem Tagebuch. Ebenso hatte er schon damals dort aufgeschrieben:

Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld!

Sein menschliches Empfinden war zu fein, als daß er nicht selbst schon hier geahnt hätte, daß er eben mit dieser Liebe des Guten zu viel, und wohl gar anderen Existenzen und Verhältnissen Gewalt anthue. „Wenn du mich auch stürmisch siehst, so schreib' es meiner großen Sorge für dich zu," sagt er später einmal dem Neffen selbst, und hier sehen wir nun diese traurige Verwicklung sich allmählich vorbereiten.

Das Fräulein schreibt zunächst am 8. Juli wieder auf:

„An Beethoven habe ich geschrieben wegen seinem Brief an Karln, doch hat er den Brief noch

nicht. Ich kann es nicht aushalten, wenn irgend eine Spannung zwischen uns ist! Er kann die Wahrheit, die er enthält und die Beweise unserer Achtung und Verehrung nicht übel deuten, und ich glaube, sie könnten ihm angenehm sein. Nur war mir der Gedanke unangenehm, daß wirklich etwas daran ist, daß der Vater öfters seine Handlungsweise für inkonsequent gehalten hat. Doch wie kann Beethoven glauben, daß er gegen Karl so etwas äußern werde. Wenn ich es mir recht in den Kopf gehen ließe, würde es mich wahrlich sehr verdrießen."

Er begann mehr und mehr sich und den anderen das Leben mit seinen mißtrauischen Grübeleien über die Erziehung und Behandlung des Knaben schwer zu machen, und es bereitete sich so aufs neue eine kleine Katastrophe vor.

Den 21. Juli schreibt das Fräulein auf:

„Im ganzen genommen verlebte ich den gestrigen Tag recht angenehm in Heiligenstadt. Die Tage vorher hatte ich einige Gemütsbewegung, welche mein gewöhnliches ruhiges Leben ein wenig aus dem Geleise brachte. Erstens wegen dem Brief, welcher endlich an die Adresse kam, an Beethoven, wo ich seinen scheinbaren Verdacht in Betreff Karls rüge und unsere Gesinnungen, klarer als man es bei ihm im Sprechen kann, darthue."

Und später heißt es:

„Was unsern Beethoven betrifft, so bin ich sehr

froh, in meinem alten Gedanken, er erkenne unſere Geſinnungen in Rückſicht ſeiner, fortleben zu können, denn ich kann mir nicht helfen, aber es gehört zu meiner Ruhe zu wiſſen, daß er uns nicht verkennt."

„Den 10. Auguſt. ..... Von da häuften ſich viele unangenehme Kleinigkeiten bis zur Geſchichte mit Beethoven, welche allen die Krone aufſetzte. Daß Nanni durch ihr kluges, ſchnelles Handeln großen Verdruß und Schmerz von uns abgewendet hat, beweiſt ihren hellen richtigen Blick. Denn ich fürchte mich ſo in das Handeln anderer einzugreifen. Doch wenn ich die Urſache dieſer Mißhelligeiten geweſen wäre, hätte ich vielleicht ebenſo alles aufgeboten, um ſie wieder gut zu machen.

„Den Abend konnte ich und Nanni Pachern kaum erwarten, um dieſem ſich immer mehr bewährenden Freunde unſer Leiden zu klagen. Es war mir denn auch ganz wohl und ich verhehlte meine Freude deſto weniger, als er ſelbſt Freude darin fand. Als Karl von Czerny zurückkam, bat er mich vom Onkel aus, ich möchte jenen in Wut und Verblendung geſchriebenen Brief desſelben dem Vater nicht übergeben. Nun war alles gut.

„Geſtern als ich von Leopold nach Hauſe kam, erfreute es mich, im Vorbeigehen Pacher zu ſehen; froh, aber mit meinem Betragen im Kontor unzufrieden, kehrte ich im Regen nach Hauſe zurück, wo mich Beethovens Brief an den Vater, in welchem er eine ſo

höchſt kränkende Meinung von mir zeigte, im Innerſten ſchmerzte, ja empörte. Ich konnte nicht ruhen, nicht raſten und ſchrieb ſogleich meine Herzensmeinung nieder. Noch nie habe ich eine ſo kränkende Erfahrung gemacht, und von einem Menſchen, welchen ich ſo ſehr hochſchätze, ſchmerzt ſie deſto mehr. Wenn Duncker das wüßte! Daß Beethoven mich für ſo niedrig hält! — Denn ich kann es nicht anders nennen, wenn er von mir glaubt, daß ich gegen Karl meine Mißbilligung gegen ſeine Rede zu ihm zeigte, und überhaupt Thun und Laſſen des Onkels mißbilligte, ihn gegen das Kind verkleinere und was dergleichen meiner unwürdige Dinge mehr ſind!

„Nanni glaubt, er müſſe den Inhalt meines Briefes glauben. Ich zweifle faſt, denn ein Menſch, welcher ſo ſehr von Mißtrauen gegen jemand eingenommen, von dem er mit einiger Menſchenkenntnis eine beſſere Meinung haben müßte, wird, wenn er auch für den Augenblick glaubt, bei ähnlicher Gelegenheit doch wieder zweifeln. Nur dann könnte es ſein, wenn er Beweiſe meiner Denk- und Handlungsweiſe hätte, und die bin ich nicht in der Lage ihm geben zu können. Ich verzeihe ihm ganz! Doch kränkt es mich tief, und wenn mir, ich muß ſagen was ich fühle, die Freundſchaft Pachers nicht ſo wohl thäte, würde ich mich ſehr unglücklich fühlen.“

Beethovens unglückſelige Art, in Lebensdingen

zu ſehr dem erſten Eindruck zu folgen und dem Schein zu trauen, ſpielte ihm oft den böſeſten Streich. Das Fräulein erzählt übrigens offenbar mit Bezug auf dieſen Vorgang noch folgendes: „Mich hat er einmal ſehr gekränkt, da er meinte eine Nachläſſigkeit meiner Schweſter, welche auf dem Nicht-leſen-können ſeiner Schrift beruhte, und wohl einigermaßen entſchuldigt werden konnte, aber die Urſache eines Verdruſſes mit der Mutter wurde, ſei mir zuzuſchreiben. Merkwürdig war mir, daß, nachdem er durch ein ſehr aufrichtiges Schreiben von meiner Seite die Wahrheit erfuhr, daß ich keine Schuld an dem von ihm erfahrenen Verdruſſe habe, er mir kein freundlich Wort gab, ſondern nur meiner Schweſter mit dem Finger drohte und ſagte: ‚Nun warten Sie, Sie haben was Schönes angeſtellt‘.“

Bald iſt jedoch vorerſt äußerlich alles wieder ausgeglichen. Das Fräulein ſchreibt am 29. Auguſt auf:

„Von Beethoven habe ich die beruhigende Gewißheit, daß er erkennt, was man für ihn thut, und wenigſtens einen Teil unſerer Familie ſeit jener Geſchichte lieber hat. Er beweiſt ſich ſo herzlich gegen den Vater und Nanni. Ich ſah ihn neulich nicht, als er vor dem Thor mit ihr ſprach. Ich fühle mich in Rückſicht ſeiner ſo zurückgeſetzt; ſo iſt mein Gefühl; es iſt gegen ihn verſchüchtert; denn ich muß was er mir angethan, unwillkürlich vergeſſen, und es bleibt mir nur das kränkende Gefühl, daß er mich verkannte.

Uebrigens besorgte Nanni, daß er verreisen wird, da er neulich mit Karln so überaus herzlich war. Es bessert sich mit seinem kranken Zustande, doch sein Genius leidet sehr unter dem Drucke des Körpers, doch hat er geäußert, er wolle es einbringen."

Die Einladung nach London war in erwünschter Weise gekommen, und Beethoven hatte bereits am 9. Juli dorthin geschrieben, daß er sogleich an der Komposition der zwei großen Symphonien zu arbeiten anfange. Es waren dies eben die gewaltige „Neunte" und die unvollendet gebliebene „Zehnte", von der mancherlei gefabelt worden.

Eine lange Zeit vergeht nun, bis das Fräulein wieder etwas über Beethoven aufschreibt, und auch diesmal giebt sie nur eine Notiz:

„Den 30. November. Vorgestern Abend war Beethoven bei uns und ganz der Alte in jeder Rücksicht. Unsere Vermutung wegen jener interessanten Frau wird immer stärker."

Von welcher „interessanten Frau" wohl hier die Rede ist?

Im Spätsommer dieses Jahres 1817 war die schöne liebenswürdige und musikalisch hochgebildete junge Frau Marie Pachler-Koschak von Graz zum Besuch in Wien und, wie sie selbst schreibt, „mit Beethoven viel zusammen". Von Beethoven selbst liegt ein Zettel vor, in dem er die Fremde eine „wahre Pflegerin seiner Geisteskinder" nennt und

ſich freut, daß ſie noch einen Tag ihrem Aufenthalte zugiebt, wo ſie dann noch viel Muſik machen wollten. Der junge Juriſt Anton Schindler aber, der ſchon damals oft in Beethovens Nähe war und ſpäter ihm ſo vertraut ward, daß er es unternehmen konnte, des Meiſters erſte Biographie zu ſchreiben, — Schindler hatte bei dieſem Verkehr ſogar den Eindruck einer „herbſtlichen Liebe". Und wie die Fama über große Männer am geſchwätzigſten iſt, zumal wenn es der „Liebe" gilt, mochte dergleichen auch in das Giannataſioſche Haus gedrungen ſein, wo man ſich dafür natürlich am meiſten intereſſierte. Der Sohn dieſer allerdings ſehr „intereſſanten Frau" ſelbſt aber, Herr Dr. Fauſt-Pachler in Wien, hat jetzt genügend ſicher feſtgeſtellt, was auch in der Natur der Sache und zumal in Beethovens Charakter lag, daß es ſich hier durchaus nur um Freundſchaft und eine in dieſem Fall ſehr begreifliche Künſtlerliebe handelte. Wir werden dieſer Dame, einer der getreueſten Verehrerinnen des Meiſters, ebenfalls noch mit einer Mitteilung über ihn begegnen.

Am 23. Dezember ſchreibt wieder das Fräulein auf:

„Vorgeſtern Mittag hörte ich in Lottens Nähe Beethovens herrliche Ouverture aus Egmont. Entzückt wie gewöhnlich, und das wehmütige Gefühl, daß dieſer Menſch nicht glücklich iſt!"

Ob hier bloß allgemeine Erinnerung, ob ſpezielle

neue Nachricht über Beethovens Lage und Schicksal spricht, erfahren wir nicht. Wohl aber sagt uns ein Lied, das in diese Jahreswende von 1817/18 fällt, welche Stimmung den leidenden tauben Mann damals erfüllte. Es ist das Liedchen „Resignation". Und daß persönliche Teilnahme an seinem Inhalt gewaltet, beweist, abgesehen von der Musik selbst, die obendrein vom Komponisten überschrieben ist: „Mit Empfindung, jedoch entschlossen, wohl accentuiert und sprechend vorgetragen", der Umstand, daß Beethoven diesmal auch an den Dichter selbst geschrieben und ihm seinen Dank für die glückliche Anregung ausgesprochen haben soll. Das im Ausdruck etwas kindliche, doch ernstgemeinte Gedichtchen lautet:

Resignation.

Von Paul Graf von Haugwitz.

Lisch aus, mein Licht!
Was dir gebricht,
Das ist nun fort.
An diesem Ort
Kannst du's nicht wiederfinden.
Du mußt nun los dich binden.

Sonst hast du lustig aufgebrannt.
Nun hat man dir die Luft entwandt.
Wenn diese fortgewehet,
Die Flamme irre gehet.
Sucht, findet nicht, —
Lisch aus mein Licht!

Daß aus ſolchem Dunkel des Verzweifelns an allem Glück und Leben ſich bei Beethoven erſt recht das Licht eines höheren und dauernden Glückes gebar, — das Fräulein konnte es nicht ahnen, nicht wiſſen. Wir aber beſitzen heute die Werke, die ſolchem trübſten Lebensleiden entſtanden. Es ward eben damals die große Sonate Op. 106 „gedichtet", wie Beethoven ſelbſt ſein ſpäteres Komponieren nennt, und bald folgte die große Meſſe, eine Vorarbeit des erhabenen Trauergeſangs und hochaufjubelnden Freudenlieds der letzten Symphonie!

Daß aber auch der Meiſter ſelbſt es war, der ſich ſtets wieder in neue und weit drückendere Wirren ſtürzte, erfahren wir durch die Aufzeichnungen des Fräuleins, die fortan einen wenig erfreulichen Charakter haben. Sie ſchreibt zunächſt am 8. Januar 1818:

„Donnerstag. Sonntags kränkte mich ſehr, was uns von Beethoven kam. Des Vaters Vorſchlag, Karln um ſehr geringes Geld zu behalten, nahm er nicht an, aus Gründen, welche er uns verſchweigt, und Ende dieſes Monats müſſen wir uns von ihm (dem Knaben) trennen und mit ihm von jeder näheren Verbindung mit unſerem ſo teuren Beethoven, der uns aber ſeit unſerer näheren Bekanntſchaft ſchon manchen Kummer bereitet. Ich wußte nicht gleich, was mir bei der Sache ſo ſehr wehe that? Die Art wie ſie geſchieht! Der förmliche, äußerſt höfliche aber nicht herzliche Brief, welchen er dem

Vater geſchrieben, nicht die mindeſte Erwähnung von uns, nebſt dem Vorherſagen, daß Karl ein Beſtellter abholen würde, — weil er wahrſcheinlich zu der Zeit verreiſt ſein würde, — dies Benehmen, aus welchem ich nur zu deutlich abnehme, daß er nicht gegen uns denkt, wie er ſollte und wie wir es verdienen, verurſacht mir wirklich Schmerz und macht uns die Trennung von Karln nur deſto fühlbarer."

Der allerdings etwas äußerlich formelle Brief vom 6. Jan. 1818 lautet:

P. P.

Damit kein Irrtum obwalten möge, nehme ich mir die Freiheit Ihnen gehorſamſt anzuzeigen, daß es leider dabei bleiben muß, daß mein Neffe Ende dieſes Monats Ihr vortreffliches Inſtitut verlaſſe. Was Ihren andern mir gemachten Vorſchlag betrifft, ſo ſind auch hier mir die Hände gebunden, indem dadurch andere Zwecke zum Beſten meines Neffen gänzlich vereitelt würden; doch danke ich Ihnen recht ſehr für Ihre gute Abſicht.

„Umſtände können es heiſchen, daß Karl noch früher abgeholt werde, und da ich wahrſcheinlich nicht hier bin, von jemandem, den ich dazu beſtimme. Ich ſage Ihnen dieſes jetzt ſchon, damit Ihnen nicht irgend etwas hierbei beſonders auffallen möge. Uebrigens wird mein Neffe und ich Ihnen zeitlebens dankbar ſein. An Karl habe ich bemerkt, daß er

dieſes ſchon jetzt iſt, und dieſes iſt mir ein Beweis, daß er zwar leichtſinnig, aber doch keine Bösartigkeit in ihm herrſche, noch viel weniger er ein böſes Herz habe.

„Ich hoffe alles Gute von ihm, umſomehr, da er nun ſchon beinahe zwei Jahre ſich unter Ihrer vortrefflichen Leitung befand.“

Es iſt nicht der Ton perſönlich freundſchaftlichen Verkehrs, was aus dieſem Schreiben ſpricht. Beethoven war ungehalten, weil er den Unterricht des Inſtituts mangelhaft und die Bildung des Knaben, von dem er ſolche Wunderdinge wie ein „neues Denkmal ſeines Namens“ erwartete, vernachläſſigt glaubte. Wenn je, ſo war in dieſem Falle „das Beſſere der Feind des Guten“. Die intellektuelle Erziehung hätte allerdings dort vielleicht beſſer ſein können, — die moraliſche war gewiß entſprechend, es ſagt uns dies jede Zeile dieſer Auslaſſungen der Tochter des Hauſes, die den Geiſt, der in demſelben herrſchte, ſehr deutlich wiederſpiegelt. Und niemand mehr als Beethoven ſelbſt ſollte den hier gemachten Fehler bald zu erkennen — und was ſchlimmer iſt, ſchmerzlichſt zu büßen haben. Es war der unmittelbare Anfang des traurigen Endes, das die Sache mit dem Neffen hatte.

Das Fräulein ſchreibt zunächſt weiter:

„Den 9. — Mancherlei Beſchäftigungen und des Vaters Uebelbefinden, welches mich den Abend in

seinem Zimmer hielt, zerstreuten die äußerst wehmütigen Empfindungen, welche der Gedanke an Beethoven, und düstere Blicke in die Zukunft, welche mehr als gewöhnlich dieser Tage Nahrung fanden, in mir erregten."

„Den 24. Jänner. Heute morgens ist Karl Beethoven ausgetreten, um bei seinem Onkel zu leben. Möge er ihm doch alle Sorgen und Aufopferungen durch sein Gelingen lohnen! Das Schmerzliche dieses Abschieds war durch einen sehr herzlichen Brief seines teuren Oheims gemildert. Ueberhaupt hat mich schon früher einer über unsere unangenehmen Vermutungen, daß ein Mißverständnis zwischen ihm und uns obwalte, beruhigt."

Beethoven hatte an dem gleichen Tage geschrieben:

„Ich komme nicht selbst, da es immer eine Art von Abschiednehmen wäre, und dergleichen habe ich von jeher vermieden. Empfangen Sie die ungeheucheltsten Danksagungen für den Eifer und die Rechtlichkeit und Redlichkeit, womit sie sich der Erziehung meines Neffen angenommen haben."

Er kündigt seinen Besuch an, sobald er nur ein wenig zu sich selbst komme. Dies geschah aber von dem Momente der Einrichtung einer eigenen Haushaltung an weniger als je, und so trat erst wieder Annäherung an diese Familie ein, als die nackte Not es gebot. Die erste Notiz über Beethoven geschieht

darum auch fast ein halbes Jahr später, als derselbe bereits in Mödling auf dem Lande war.

„Den 15. Juni. ..... Von Beethoven hören wir gar nichts. Gestern in Priel (Brühl bei Mödling) war die Zeit zu kurz, um ihn zu besuchen, die Natur war himmlisch schön."

Welche Not aber derweilen der „unbehilfliche Sohn Apollos", wie er sich selbst einmal nennt, mit Einrichtung eines eigenen Haushalts, mit dem neuen Hofmeister u. s. w. gehabt, zeigen die Briefe dieses Sommers.

„O Hoffnung! O Hoffnung!
Du stählst die Herzen,
Du milderst Schmerzen!"

— diesen Vers aus Tiedges Urania hatte er selbst in diesem Frühjahr 1818 „in doloribus" (in Leiden) seinem hohen Schüler Erzherzog Rudolph als „Aufgabe" komponiert. Und ein Brief vom 18. Juni an Frau Streicher, die Gattin von Schillers Jugendfreund, die schon als Kind in Augsburg Beethoven gekannt, und ihm hier in Wien schon manchmal seine Tagesnöte gelindert, sagt uns, was er ausgestanden, seit er nun im eigenen Hause mit den Dienstboten, und mehr noch mit der Mutter Karls, tagtäglich den größten Kampf zu kämpfen hatte. „Alles ist in Verwirrung, jedoch wird man nicht nötig haben, mich in den Narrenturm zu

führen. Ich kann sagen, daß ich schon in Wien schrecklich wegen dieser Geschichte gelitten und daher nur still für mich war", schreibt er. Und was war geschehen? — Die Mutter des Knaben hatte seine Dienstboten bestochen und Karl also heimlichen Verkehr mit der „bösen Frau" gehabt. Drum: „marsch zum Hause hinaus zum abschreckenden Beispiel aller künftigen!", hieß es jetzt. Allein es sollte noch schlimmer werden. Jeder weitere Schritt des Oheims und Vaters war bei diesen Verhältnissen fast eine Thorheit zu nennen. Der beste Wille vermochte hier nicht die wirkliche Einsicht in die Erfordernisse des Lebens und zumal der Erziehung eines Kindes zu ersetzen.

Das Fräulein aber erzählt zunächst weiter:

„Den 9. September. Sonntags bei Rohmanns in der herrlichen Gegend von Mödling und Priel. Es war ein angenehmer Tag. Nur schade, daß es so oft bei mir ohne eines schmerzlichen Gefühls der Leere nicht entgehen kann, wenn ich nicht hinlänglich zerstreut bin. Es ist mir oft wie einem Menschen, der noch immer Spuren des Schmerzes einer längst verharschten Wunde an sich fühlt, — Nachmittags besuchten wir unsern immer gleich teueren Beethoven. Wie alles, was er mir anthat, so verschwunden ist! Er lebt wenigstens zufriedener in den Intervallen, wo ihm die Mutter seines Neffen keinen Kummer macht, in der Sorge für dessen Wohl. Er zeigte Freude uns wiederzusehen und versprach, so-

bald er in die Stadt käme, uns zu beſuchen. Er ſpielte uns auf dem von England geſchickten Fortepiano. Es war nicht viel, aber Beethoven ſpielte! — Karl war nicht zu Hauſe. Ich verließ ihn nicht mit unbefriedigtem Herzen; denn ich hatte manches Unangenehme rückſichtlich ſeiner Geſundheit und ſeiner Laune befürchtet."

Dieſer Flügel war ihm kurz zuvor von dem Pianofortefabrikanten Broadwood und einigen Künſtlern in London geſchenkt worden, und ihn zu präſentieren war alſo der natürliche Anlaß zu Beethovens Spiel geweſen.

Die folgende Notiz führt uns in die Anläſſe zu den weiteren Wirren, die Beethoven ſich hier bereitete:

„Den 7. November. ..... Beethoven ſah der Vater heute. Er erſt kürzlich vom Lande zurück, und Karl beſucht die öffentliche Schule."

Das heißt, er beſuchte die Univerſität! — der 12jährige Knabe! — Dies brachte erneute Konflikte mit der Muter und der Vormundſchaftsbehörde. Denn Karl verſtand und benutzte die ihm großgeſinnt gewährte Selbſtändigkeit natürlich anders, als der Oheim gewollt und angenommen hatte.

Das Fräulein ahnt die neuen Gewitter, die heranziehen:

„Den 17. November. Geſtern war wieder einmal Beethoven bei uns. Wir hatten ihm eine

Wirtschafterin besorgt. Er war drei Stunden da, und da er diesen Tag besonders schlechter hörte, so schrieben wir. Man kann nicht mit ihm sein, ohne von seinem vortrefflichen Charakter, seinem tiefen Gefühl für das Gute und Edle ganz eingenommen zu werden. Wenn ihm doch Karl Ersatz gäbe für viele Aufopferungen, die er seinetwegen macht! In meine Hoffnungen mischt sich ängstlicher Zweifel! Er wird wahrscheinlich diesen Frühling eine Reise nach London machen. Vielleicht ist es von vielem Vorteil in ökonomischer Hinsicht für ihn."

Instinktmäßig suchte jetzt Beethoven selbst das Haus öfter wieder auf, wo er doch durch aufrichtige persönliche Anteilnahme manche Stunde der Ruhe und auch der Heiterkeit gehabt:

„Den 20. November. Den gestrigen Tag verlebte ich recht angenehm durch Beethovens Gesellschaft. Ich und Nanni nahmen uns einmal ein Herz und sangen in seiner Anwesenheit, und siehe da, er, den wir fest bei Hogarths Kupferstichen glaubten, näherte sich bei dem ersten Duett und blieb uns immer zur Seite. Er flößte uns seinen Geist ein und spielte zum Teil mit oder sang mit, was freilich sehr komisch klingt und wo er selten den rechten Ton trifft, doch hilft es sehr den Ausdruck zu erkennen, denn man hört doch immer das crescendo. Wir bedauerten unendlich unser kindisches Wesen, welches uns so

lange abhielt, dies Vergnügen zu genießen was wir so manchen Abend, (vorzüglich weil er vielleicht nicht lange hier bleiben wird, da er schon die zweite Einladung nach England erhalten), der besonders für Beethoven ganz gleichgültig verging, hätten haben können. Er war recht herzlich gegen uns, was mich sehr freute. Nanni zeigte ihm, was sie schon in ihrem künftigen Zimmer zusammengetragen hat. Wenn er uns nur noch recht oft besuchte! Ich hoffe es, er muß doch einmal einsehen, wie herzlich wir es mit ihm meinen."

Zugleich erzählt das Fräulein aus der Erinnerung ergänzend weiter:

„Wie sich Beethoven öfters in kleinen Spöttereien gefiel, so hatte er auch über Eltern gelacht, welche sagten: ‚Meine Töchter spielen auch von Ihnen!' — Das war uns genug, und die Musik war gerade damals bei uns fast verbannt, was mich später oft gereuet hat. Denn einmal als er mit Zeitungslesen beschäftigt im Zimmer war und ich meine Scheu überwand und sein ‚Kennst du das Land' spielte, kam er alsogleich herbei, taktierte und bei einer Stelle, wo vielleicht mancher nachlassen würde, wollte er eifrig gleich fortgespielt haben."

So bewahrte der im Leben so Alleinstehende sich hier wenigstens einen äußeren Halt. Wir werden sogleich vernehmen, wie nötig ihm ein solcher war. Das Fräulein schreibt:

„Den 30. November. . . . . Vorgestern war ich durch die Erzählungen von Beethovens Haushälterin über die Niedrigkeit des Jungen empört und bis ins Innerste ergriffen. Das ist mehr als Leichtsinn! Der Keim des Bösen konnte also durch gutes Beispiel nicht ausgerottet werden? Ich kann es gar nicht ausdrücken, wie sehr mich der Undank dieses jungen Menschen ergriff. Es ist aber notwendig, so wehe es uns thut und wir bei Beethovens unglücklicher Lage befürchten müssen ihm zu mißfallen, ihm hier die traurige Wahrheit zu zeigen, in ihrer ganzen kränkenden Wirklichkeit. Wenn es nur bald geschehen könnte, denn hier handelt es sich um Großes! Er kennt seinen grenzenlosen Leichtsinn, aber diese Züge eines verdorbenen Herzens kennt er nicht; muß sie aber kennen lernen, denn später wäre es gewiß schon zu spät, wenn es das nicht jetzt vielleicht schon ist. Schreiben wäre das beste. Ach! wenn ich doch ein Mann wäre, ich wollte sein innerster Freund sein!"

Die weiteren Mitteilungen dieser der Sache durchaus unbefangen gegenübenstehenden und doch von tiefster Anteilnahme erfüllten Dame sind von einer gewissen psychologischen Bedeutung. Das zunächstfolgende Stück des Tagebuches ist übrigens auch der Schrift nach in außerordentlicher persönlicher Erregtheit geschrieben.

„Den 5. Dezember. Seit einigen Tagen

bin ich ganz mitgenommen, ganz ergriffen von Beethovens Geſchichte. Nie im Leben werde ich den Augenblick vergeſſen, als er kam und uns ſagte daß Karl fort ſei, zur Mutter entlaufen, und ſeinen Brief uns zeigte zum Beweis ſeiner Niedrigkeit. Dieſen Mann ſo leiden, weinen zu ſehen, es war ſehr ergreifend!" —

„Bei dieſer Gelegenheit erinnere ich mich, daß unter unſerem großen und innigen Mitgefühl er weinend ausrief: Er ſchämt ſich meiner!" — ergänzt das Fräulein aus der Erinnerung. Dann aber fährt ſie in wahrhaft ſchönem Mitgefühl fort:

„Der Vater nahm ſich des Ganzen mit vieler Thätigkeit an; und bei allem Traurigen habe ich ein ſehr angenehmes Gefühl in dem Bewußtſein, daß wir Beethoven viel, ja in dieſem Augenblicke ſeine ganze Zuflucht ſind. Er ſieht auch gewiß alles ein, wenn er uns in ſeiner Meinung unrecht gethan hätte. Ach! er kann es nie ermeſſen, wie ſehr wir ihn ſchätzen, was ich für ſein Glück zu thun fähig wäre! —

„Wie zeigt ſich hier wieder dieſes ſeltene Weſen! Das böſe Kind iſt nun wieder bei ihm, mit Hilfe der Polizei,— die Rabenmutter! Ach! wie ſchrecklich, daß dieſer Menſch um ſolcher Auswürflinge willen ſo leiden muß! — Er muß von hier weg oder ſie, das iſt das Reſultat. Beethoven will ihn fürs erſte in unſere Verwahrung geben, ein großer Freundſchafts-

dienſt meines Vaters, wenn es geſchieht, da er ihn als einen Arreſtanten betrachten muß! —

„Jetzt eben ſchrieb ich mit Nanni mehrere Stunden mit Beethoven; denn wenn er ſo ergriffen, ſo hört er faſt gar nicht. Wir haben ein Buch vollgeſchrieben. — Dieſer Edelmut, dieſe reine kindliche Seele! Es wird mir immer einer der ſchmerzlichſten Gedanken ſein, daß dieſer Menſch nicht glücklich iſt! Es iſt nicht in ſeinem Weſen, einen Menſchen für durchaus böſe zu halten, wie er ſagt, wie es denn dies Weib doch iſt. Es that mir ſehr wohl, daß er, als er ging, etwas zerſtreuter war. Er ſagte mir, er wäre von der Geſchichte ſo ergriffen, daß er ſeine Gedanken erſt zuſammenfaſſen müſſe, ſein Herz habe die Nacht geſchlagen hörbar!

„Ach! und es bleibt mir immer nichts zu ſagen übrig, als daß alles, was man thun kann, doch ſo wenig iſt! Ich gäbe mein halbes Leben für den Mann! Zuletzt denkt er immer an ſich. Er klagte, daß er nicht wiſſe, was mit ſeiner Haushaltung geſchehen würde, wenn Karl weg wäre. Eine ſeiner ſchönen Aeußerungen war auch wegen der körperlichen Nahrung; er habe das Syſtem, daß alles, was hierin zu viel gethan würde, er als einen Diebſtahl anſehe, welchen man an andern nötigeren Ausgaben mache als da ſind, Arme, überhaupt Verwendung für den Geiſt!“ —

Doch selbst hier bereitet übertriebene Liebe und sogar Schwäche ihm statt dauernder Hilfe neue Verlegenheit. Das Fräulein schreibt:

„Den 14., Montag. Gestern Abend machte ich wieder die äußerst schmerzliche Erfahrung, daß man Beethovens Vertrauen nie ganz gewinnen kann, und ich habe ihn in dieser Rücksicht aufgegeben; denn nach diesen wahren Freundschaftsdiensten, welche wir ihm geleistet, sich so gegen uns zu betragen, das ist wirklich das Mißtrauen auf das höchste getrieben. Nachdem Karl nun 9 Tage bei uns in Verwahrung, welches nach seinem Wunsche war, wir ihn aber nicht unter den übrigen Zöglingen lassen konnten, alles nach Verabredung, weil des Vaters Verantwortung zu groß, und Karl zu verdorben, so schreibt er gestern Abend dem Vater, wir möchten das Zimmer mehr heizen lassen, er habe bei ihm nie gefrorene Füße und Hände gehabt, man hätte die ganze Sache nie so laut behandeln sollen, man dürfte sie nur eher verschlimmern und man sollte es mit dem Delinquenten nicht zu weit treiben!

„Man sieht vollkommen, daß sein Grübelgeist und eine Schwäche für den Knaben volles Recht über ihn erlangt und er nun ihm mehr glaubt, dem Lügner, als seinen bewährten Freunden. Gestern hatte ich ein bitteres Gefühl über ihn, heute fühle ich nur inniges Mitleid mit einem Menschen, der durch sich selbst

unglücklich ist, desto mehr, da ich nun dahin gebracht bin, einsehen zu müssen, daß er großenteils deswegen so allein auf der Welt dasteht. Der Vater schrieb ihm heute seine aufrichtige Meinung, vielleicht erkennt er uns einst.

„Nachmittags nahm Beethoven selbst ihn Nannin ab an der Brücke, als er aus der Schule kam. Was noch daraus werden wird? — Man kann das Schlimmste fürchten! — Beethovens Schwäche ist doch zu groß, der Knabe ist ihm freilich sehr unentbehrlich geworden, aber wenn ich mich erinnere, daß er auf meine geäußerte Besorgnis, er möchte Karls Worten nicht trauen und von dem festen Entschluß, ihn von hier zu nehmen, nicht weichen, nachdem er zehnmal wiederholte, er sehe ein, daß es bei ihm nicht gehe, antwortete: ‚Sie halten mich für schwach? Glauben Sie das nicht u. s. w.‘ “

Bald wurden denn auch die Verwicklungen nur noch größer. Schon am 10. Jänner 1819 schreibt das Fräulein:

„Was uns Müller von Beethoven erzählte, schmerzte mich sehr. Die Böse hat es endlich so weit gebracht, über ihn zu triumphieren. Er ist der Vormundschaft entsetzt, und der bösartige Sohn kehrt zu dem Grund der Bosheit zurück. Ich denke mir Beethovens Schmerz! Seit gestern Abend soll er ganz allein sein, beim Essen

ganz abgetrennt von beiden. Er sollte doch wissen, daß sich Karl zur Mutter freut, es würde ihm dann den Schmerz der Trennung doch erleichtern."

Die Mutter hatte nämlich den Adel des Oheims und Vormunds zu bestreiten gewußt, durch den die ganze Vormundschaftssache an die adligen „Landrechte" gekommen war, die Beethovens Stellung und Charakter zu würdigen wußten, und so gelangte dieselbe jetzt zu einer Behörde, die dagegen der Witwe persönlich günstig sich zeigte, zum bürgerlichen Magistrat. Der Knabe kam zu ihr zurück, Beethoven mußte einen neuen Vormund ernennen. Dieser verlangte jedoch sofort ebenfalls, daß der Knabe wieder in ein Institut komme, und so gedachte Beethoven natürlich wieder seiner treuen Giannatasios. Er wandte sich von neuem an den Vater, und hauptsächlich deshalb begab sich die Familie eines Tages zu ihm nach Mödling aufs Land.

Das Fräulein schreibt am 18. Juni 1819 auf:

„Ueberhaupt hatte diese Mödlinger Fahrt auch den Zweck, Beethovens lebhaften Wunsch, seinen ungeratenen Neffen bis zu weiterer Verfügung zu uns zu geben, abzuschlagen, und so störte schon dies allein die Unterhaltung bei mir. Indes sagte er dem Vater, er werde trotz des Briefes kommen mit ihm zu sprechen. Das geschah aber nicht nach Lesung desselben, und er hat ihn in Blöchlingers Institut gegeben. So wehe es uns that, Beethoven etwas zu verweigern, so bin

ich von der Notwendigkeit so überzeugt, daß hier nichts von unserer Seite mehr zu nützen, im Gegenteil nur zu schaden ist."

Es verging fast ein Jahr heftiger Kämpfe und Aufregungen, bis Beethoven endlich wieder die volle Gewalt über den Knaben erlangte. Wie aber infolgedessen dieser selbst geworden, sagt uns ein Brief an seinen Freund und Schüler Erzherzog Rudolph zur Entschuldigung seines steten Ausbleibens beim „Lektiongeben".

„Die fortdauernden Verdrießlichkeiten — in Ansehung meines beinah gänzlich moralisch zu Grunde gerichteten Neffen haben größtenteils Schuld daran," heißt es da, und weiter: „Und so dauert diese Verwirrung immer ohne Ende fort, und keine Hilfe, kein Trost! Alles was ich gebaut, wie vom Winde weggeweht!"

Die Berührungen mit der Familie Giannatasio waren denn auch fortan nur sehr vereinzelt. „Umstände und traurige Lebensverhältnisse auch unserer Familie brachten uns mit Beethoven so auseinander, daß wir zuletzt gar wenig von ihm hörten," erzählt das Fräulein selbst.

Aber in einem Momente hatte Beethoven doch noch gezeigt, daß das „große Schuldbuch", wo alles Gute und Liebe gegen seinen Karl eingetragen stand, nicht vernichtet war. Er hatte der Tochter Nanni, von der er öfter sagte: „Sie mag mich ja nicht, sie

hat ihren Schmerling!" ein Hochzeitslied verſprochen, und als nun die Zeit kam, verfaßte er einen kleinen Geſang mit Chor auf die Verſe eines dem Hauſe befreundeten Profeſſors Stein: „Auf Freunde, ſingt dem Gott der Ehe!" Das Originalmanuſkript trägt das Datum des 14. Januar 1819, alſo der Zeit der ärgſten „Verdrießlichkeiten". Wenn man bedenkt, daß abgeſehen von dieſen Kämpfen und Sorgen um den moraliſch faſt zu Grunde gerichteten Sohn in dieſer Zeit die Kompoſition der großen Meſſe den Meiſter von jedem Gedanken an äußere Dinge weit entfernte, ſo iſt die kleine Feſtwidmung um ſo höher anzuſchlagen: ſie iſt ein echter Dankesgruß an die brave Familie, der er wirklich viel ſchuldete. Daß er die Hochzeit ſelbſt beſucht, meldet das Fräulein nicht. „Sein Geſicht gehöre nicht unter frohe Geſichter," hatte er ſelbſt ſchon früher geſagt, und jetzt war er ja noch weit weniger „froh".

Es folgen fortan im Tagebuch nur noch ein paar kurze Notizen über Beethoven ſelbſt, von denen obendrein nur eine von Intereſſe iſt. Ihr voraus aber ſchicken wir zwei Stellen, die ſo recht den tiefen und das Leben verklärenden Sinn zeigen, womit dieſe junge Dame die Muſik und vor allem die Beethovens auffaßte: ſie iſt ihr Sprache, Leben der Seele. Es iſt dies auch der eigentliche Grund, weshalb ſie den Meiſter perſönlich ſo mit den innerſten Wünſchen für ſein Glück in ihr Herz aufzu-

nehmen vermochte, — ihn, den alternden, stürmischen, misantropisch mißtrauenden Mann, der wie er selbst äußerlich von aller Lebensfreude ausgeschieden war, in der That auch solcher im allgewohnten Sinn nur wenig zu bieten vermochte. Es waltet hier etwas von der innersten Seele des deutschen Volks und besonders des Oesterreichers, an der Beethovens eigene Kunst sich großzog und stets neu labte. Die Bekenntnisse dieser „schönen Seele" sind uns daher in gewisser Weise vorbildlich für dasjenige, was sich in der Musik überhaupt, und am eigensten und kräftigsten in Beethovens Kunst ausspricht: es liegt hier sozusagen ein Stück unseres eigenen tieferen Lebens und ein psychologischer Beitrag zur inneren Geschichte unserer Kunst vor.

Schon bezeichnend für die feine Sicherheit dieses Empfindens ist es, daß sie an jenem Hochzeitsfeste ausdrücklich von dem „unangenehmen Gefühle" aufschreibt, das sie bei dem „leblosen Spiel des mir so werten Liedes unseres geliebten Beethoven", das heißt jenes Hochzeitsliedes hatte. Eine Stelle von Donnerstag, den 18. November 1819 aber lautet so:

„Wie trübe Wolken stiegen manchmal düstere Ideen in meinem Kopfe empor, da zum erstenmal nach 4 Jahren wieder eine Musik in unserem Hause war. Welche Veränderungen! Ehlinger t o d t, Götz die Seele der Gesellschaft aus dem Kreise, Rohmann, Clariſſe, Nanni verheiratet, Duncker abwesend, — die

zunehmende Gebrechlichkeit der Mutter! Wie Gespenster schlich es um mich herum. Aber oben schwebte die Göttliche und verscheuchte alle Düsterheit mit ihrem himmlischen Glanze! — O Musik, wenn du mein Herz nicht erfülltest, wieviel öder wäre es noch!" —

Und am 17. April 1820 heißt es:

„Gestern hörte ich einmal wieder die Harmonie der beiden Herrscher der Töne, eine neue Ouverture von Beethoven und Ouverture aus „Figaro" von Mozart. Wie sehr durchdrangen diese himmlischen Harmonien mein Innerstes und füllten mich zugleich mit hoher Empfindung für den Mann, den vortrefflichen Menschen, welcher sie schuf! Wir nahmen uns fest vor ihn bald zu besuchen, und ich bedaure es unendlich, so ganz aus aller Verbindung mit ihm zu sein, welche uns immer so viel Herzens- und Geistesnahrung eingetragen hat."

Der Besuch geschah denn auch bereits zwei Tage später, und diese Notiz ist die letzte über Beethoven:

„Mittwoch den 19. April. Heute abends besuchten wir Beethoven, nachdem wir ihn bald ein Jahr nicht gesehen haben. Es schien mir, daß er uns gern wiedersah. Es geht ihm jetzt im ganzen gut, wenigstens ist wieder ein Zeitpunkt, wo er vor den

Quälereien der bösen Mutter Karls Ruhe hat. Mit äußerst wehmütigem Gefühl bedauerte ich, daß jede Verbindung mit diesem trefflichen Menschen aufgehoben ist, jemehr ich von seiner Gediegenheit in jeder Hinsicht ergriffen war. Sein Gehör ist fast noch schlimmer geworden. Ich schrieb alles. Er schenkte mir ein neues schönes Lied: ‚Abendlied unter dem gestirnten Himmel', was mir sehr viel Freude machte."

Dieses Lied trägt das Datum des 4. März 1820. Es weist ebenfalls auf die heftigen Störungen jener Zeit und die tief melancholische Stimmung hin, in die ihn mancherlei allerdings wenig erfreuliche Berührungen mit dem wirklichen Leben mehr und mehr brachten. Wir teilen es daher zum Abschluß dieser Auszüge ebenfalls mit:

Abendlied unter dem gestirnten Himmel.

Von H. Goeble.

Wenn die Sonne niedersinket
Und der Tag zur Ruh' sich neigt,
Luna freundlich leise winket
Und die Nacht herniedersteigt;
Wenn die Sterne prächtig schimmern,
Tausend Sonnenstraßen flimmern:
Fühlt die Seele sich so groß,
Windet sich vom Staube los.

Schaut so gern nach jenen Sternen,
Wie zurück ins Vaterland,
Hin nach jenen lichten Fernen,
Und vergißt der Erde Tand.
Will nur ringen, will nur streben,
Ihrer Hülle zu entschweben,
Erde ist ihr eng und klein,
Auf den Sternen möcht' sie sein.

Ob der Erde Stürme toben,
Falsches Glück den Bösen lohnt:
Hoffend blicket sie nach oben,
Wo der Sternenrichter thront.
Keine Furcht kann sie mehr quälen,
Keine Macht kann ihr befehlen:
Mit verklärtem Angesicht
Schwingt sie sich zum Himmelslicht.

Eine leise Ahnung schauert
Mich aus jenen Welten an,
Lange, lange nicht mehr dauert
Meine Erdenpilgerbahn.
Bald hab' ich das Ziel errungen,
Bald zu euch mich aufgeschwungen:
Ernte bald an Gottes Thron
Meiner Leiden schönen Lohn.

Es war Beethovens eigenste Empfindung in jenen Tagen, und seine Ahnung sollte bald genug in Erfüllung gehen.

Mit jener letztgenannten Notiz nun endet nicht etwa das Tagebuch selbst, das vielmehr noch bis zu Ende des Jahres 1824 fortgeführt ist, aber wohl was darin über Beethoven vorkommt.

„Wenn er, nachdem die Verbindung durch seinen Neffen abgebrochen war, meiner Mutter begegnete, sagte er, indem er ihr so kräftig die Hand schüttelte, daß sie noch lange daran denken mußte: Ich weiß es, ich soll Sie besuchen," erzählt das Fräulein. Es geschah aber nicht, und auf beiden Seiten verwickelten und verdunkelten sich die äußern Verhältnisse zunächst stets mehr, bis wenigstens bei Beethovens bereits verhältnismäßig frühe, in seinem 57. Lebensjahre, der Tod den Knoten des Lebens durchhieb, den nach seiner äußern Seite zu lösen er selbst nicht im stande gewesen war.

Sogar über das große Konzert vom 7. Mai 1824, wo die künstlerischen Resultate dieser letzten schweren Konflikte und innern Vorgänge, die große Messe und die Neunte Symphonie, nun auch vor die Augen der Welt traten und des überwältigendsten Eindrucks schon bei den Zeitgenossen berühmt wurden, findet sich auch nicht die Spur einer Notiz.

Dagegen sollte das gute Fräulein bald genug persönlich miterleben, was ihre stete trübe Ahnung gewesen, daß die Liebe zu diesem kleinen Neffen, der der Anlaß ihrer gegenseitigen Bekanntschaft war, für beide Teile verhängnisvoll wurde. Wenig Jahre nach

ganz abgetrennt von beiden. Er sollte doch wissen, daß sich Karl zur Mutter freut, es würde ihm dann den Schmerz der Trennung doch erleichtern."

Die Mutter hatte nämlich den Adel des Oheims und Vormunds zu bestreiten gewußt, durch den die ganze Vormundschaftssache an die adligen „Landrechte" gekommen war, die Beethovens Stellung und Charakter zu würdigen wußten, und so gelangte dieselbe jetzt zu einer Behörde, die dagegen der Witwe persönlich günstig sich zeigte, zum bürgerlichen Magistrat. Der Knabe kam zu ihr zurück, Beethoven mußte einen neuen Vormund ernennen. Dieser verlangte jedoch sofort ebenfalls, daß der Knabe wieder in ein Institut komme, und so gedachte Beethoven natürlich wieder seiner treuen Giannatasios. Er wandte sich von neuem an den Vater, und hauptsächlich deshalb begab sich die Familie eines Tages zu ihm nach Mödling aufs Land.

Das Fräulein schreibt am 18. Juni 1819 auf:

„Ueberhaupt hatte diese Mödlinger Fahrt auch den Zweck, Beethovens lebhaften Wunsch, seinen ungeratenen Neffen bis zu weiterer Verfügung zu uns zu geben, abzuschlagen, und so störte schon dies allein die Unterhaltung bei mir. Indes sagte er dem Vater, er werde trotz des Briefes kommen mit ihm zu sprechen. Das geschah aber nicht nach Lesung desselben, und er hat ihn in Blöchlingers Institut gegeben. So wehe es uns that, Beethoven etwas zu verweigern, so bin

ich von der Notwendigkeit so überzeugt, daß hier nichts von unserer Seite mehr zu nützen, im Gegenteil nur zu schaden ist."

Es verging fast ein Jahr heftiger Kämpfe und Aufregungen, bis Beethoven endlich wieder die volle Gewalt über den Knaben erlangte. Wie aber infolgedessen dieser selbst geworden, sagt uns ein Brief an seinen Freund und Schüler Erzherzog Rudolph zur Entschuldigung seines steten Ausbleibens beim „Lektiongeben".

„Die fortdauernden Verdrießlichkeiten — in Ansehung meines beinah gänzlich moralisch zu Grunde gerichteten Neffen haben größtenteils Schuld daran," heißt es da, und weiter: „Und so dauert diese Verwirrung immer ohne Ende fort, und keine Hilfe, kein Trost! Alles was ich gebaut, wie vom Winde weggeweht!"

Die Berührungen mit der Familie Giannatasio waren denn auch fortan nur sehr vereinzelt. „Umstände und traurige Lebensverhältnisse auch unserer Familie brachten uns mit Beethoven so auseinander, daß wir zuletzt gar wenig von ihm hörten," erzählt das Fräulein selbst.

Aber in einem Momente hatte Beethoven doch noch gezeigt, daß das „große Schuldbuch", wo alles Gute und Liebe gegen seinen Karl eingetragen stand, nicht vernichtet war. Er hatte der Tochter Nanni, von der er öfter sagte: „Sie mag mich ja nicht, sie

hat ihren Schmerling!" ein Hochzeitslied versprochen, und als nun die Zeit kam, verfaßte er einen kleinen Gesang mit Chor auf die Verse eines dem Hause befreundeten Professors Stein: „Auf Freunde, singt dem Gott der Ehe!" Das Originalmanuskript trägt das Datum des 14. Januar 1819, also der Zeit der ärgsten „Verdrießlichkeiten". Wenn man bedenkt, daß abgesehen von diesen Kämpfen und Sorgen um den moralisch fast zu Grunde gerichteten Sohn in dieser Zeit die Komposition der großen Messe den Meister von jedem Gedanken an äußere Dinge weit entfernte, so ist die kleine Festwidmung um so höher anzuschlagen: sie ist ein echter Dankesgruß an die brave Familie, der er wirklich viel schuldete. Daß er die Hochzeit selbst besucht, meldet das Fräulein nicht. „Sein Gesicht gehöre nicht unter frohe Gesichter," hatte er selbst schon früher gesagt, und jetzt war er ja noch weit weniger „froh".

Es folgen fortan im Tagebuch nur noch ein paar kurze Notizen über Beethoven selbst, von denen obendrein nur eine von Interesse ist. Ihr voraus aber schicken wir zwei Stellen, die so recht den tiefen und das Leben verklärenden Sinn zeigen, womit diese junge Dame die Musik und vor allem die Beethovens auffaßte: sie ist ihr Sprache, Leben der Seele. Es ist dies auch der eigentliche Grund, weshalb sie den Meister persönlich so mit den innersten Wünschen für sein Glück in ihr Herz aufzu-

nehmen vermochte, — ihn, den alternden, stürmischen, misantropisch mißtrauenden Mann, der wie er selbst äußerlich von aller Lebensfreude ausgeschieden war, in der That auch solcher im allgewohnten Sinn nur wenig zu bieten vermochte. Es waltet hier etwas von der innersten Seele des deutschen Volks und besonders des Oesterreichers, an der Beethovens eigene Kunst sich großzog und stets neu labte. Die Bekenntnisse dieser „schönen Seele" sind uns daher in gewisser Weise vorbildlich für dasjenige, was sich in der Musik überhaupt, und am eigensten und kräftigsten in Beethovens Kunst ausspricht: es liegt hier sozusagen ein Stück unseres eigenen tieferen Lebens und ein psychologischer Beitrag zur inneren Geschichte unserer Kunst vor.

Schon bezeichnend für die feine Sicherheit dieses Empfindens ist es, daß sie an jenem Hochzeitsfeste ausdrücklich von dem „unangenehmen Gefühle" aufschreibt, das sie bei dem „leblosen Spiel des mir so werten Liedes unseres geliebten Beethoven", das heißt jenes Hochzeitsliedes hatte. Eine Stelle von Donnerstag, den 18. November 1819 aber lautet so:

„Wie trübe Wolken stiegen manchmal düstere Ideen in meinem Kopfe empor, da zum erstenmal nach 4 Jahren wieder eine Musik in unserem Hause war. Welche Veränderungen! Ehlinger t o d t, Götz die Seele der Gesellschaft aus dem Kreise, Rohmann, Clariſſe, Nanni verheiratet, Duncker abwesend, — die

zunehmende Gebrechlichkeit der Mutter! Wie Gespenster schlich es um mich herum. Aber oben schwebte die Göttliche und verscheuchte alle Düsterheit mit ihrem himmlischen Glanze! — O Musik, wenn du mein Herz nicht erfülltest, wieviel öder wäre es noch!“ —

Und am 17. April 1820 heißt es:

„Gestern hörte ich einmal wieder die Harmonie der beiden Herrscher der Töne, eine neue Ouverture von Beethoven und Ouverture aus „Figaro“ von Mozart. Wie sehr durchdrangen diese himmlischen Harmonien mein Innerstes und füllten mich zugleich mit hoher Empfindung für den Mann, den vortrefflichen Menschen, welcher sie schuf! Wir nahmen uns fest vor ihn bald zu besuchen, und ich bedaure es unendlich, so ganz aus aller Verbindung mit ihm zu sein, welche uns immer so viel Herzens- und Geistesnahrung eingetragen hat.“

Der Besuch geschah denn auch bereits zwei Tage später, und diese Notiz ist die letzte über Beethoven:

„Mittwoch den 19. April. Heute abends besuchten wir Beethoven, nachdem wir ihn bald ein Jahr nicht gesehen haben. Es schien mir, daß er uns gern wiedersah. Es geht ihm jetzt im ganzen gut, wenigstens ist wieder ein Zeitpunkt, wo er vor den

Quälereien der bösen Mutter Karls Ruhe hat. Mit äußerst wehmütigem Gefühl bedauerte ich, daß jede Verbindung mit diesem trefflichen Menschen aufgehoben ist, jemehr ich von seiner Gediegenheit in jeder Hinsicht ergriffen war. Sein Gehör ist fast noch schlimmer geworden. Ich schrieb alles. Er schenkte mir ein neues schönes Lied: ‚Abendlied unter dem gestirnten Himmel', was mir sehr viel Freude machte."

Dieses Lied trägt das Datum des 4. März 1820. Es weist ebenfalls auf die heftigen Störungen jener Zeit und die tief melancholische Stimmung hin, in die ihn mancherlei allerdings wenig erfreuliche Berührungen mit dem wirklichen Leben mehr und mehr brachten. Wir teilen es daher zum Abschluß dieser Auszüge ebenfalls mit:

Abendlied unter dem gestirnten Himmel.

Von H. Goeble.

Wenn die Sonne niedersinket
Und der Tag zur Ruh' sich neigt,
Luna freundlich leise winket
Und die Nacht herniedersteigt;
Wenn die Sterne prächtig schimmern,
Tausend Sonnenstraßen flimmern:
Fühlt die Seele sich so groß,
Windet sich vom Staube los.

Schaut so gern nach jenen Sternen,
Wie zurück ins Vaterland,
Hin nach jenen lichten Fernen,
Und vergißt der Erde Tand.
Will nur ringen, will nur streben,
Ihrer Hülle zu entschweben,
Erde ist ihr eng und klein,
Auf den Sternen möcht' sie sein.

Ob der Erde Stürme toben,
Falsches Glück den Bösen lohnt:
Hoffend blicket sie nach oben,
Wo der Sternenrichter thront.
Keine Furcht kann sie mehr quälen,
Keine Macht kann ihr befehlen:
Mit verklärtem Angesicht
Schwingt sie sich zum Himmelslicht.

Eine leise Ahnung schauert
Mich aus jenen Welten an,
Lange, lange nicht mehr dauert
Meine Erdenpilgerbahn.
Bald hab' ich das Ziel errungen,
Bald zu euch mich aufgeschwungen:
Ernte bald an Gottes Thron
Meiner Leiden schönen Lohn.

Es war Beethovens eigenste Empfindung in jenen Tagen, und seine Ahnung sollte bald genug in Erfüllung gehen.

Mit jener letztgenannten Notiz nun endet nicht etwa das Tagebuch selbst, das vielmehr noch bis zu Ende des Jahres 1824 fortgeführt ist, aber wohl was darin über Beethoven vorkommt.

„Wenn er, nachdem die Verbindung durch seinen Neffen abgebrochen war, meiner Mutter begegnete, sagte er, indem er ihr so kräftig die Hand schüttelte, daß sie noch lange daran denken mußte: Ich weiß es, ich soll Sie besuchen," erzählt das Fräulein. Es geschah aber nicht, und auf beiden Seiten verwickelten und verdunkelten sich die äußern Verhältnisse zunächst stets mehr, bis wenigstens bei Beethovens bereits verhältnismäßig frühe, in seinem 57. Lebensjahre, der Tod den Knoten des Lebens durchhieb, den nach seiner äußern Seite zu lösen er selbst nicht im stande gewesen war.

Sogar über das große Konzert vom 7. Mai 1824, wo die künstlerischen Resultate dieser letzten schweren Konflikte und innern Vorgänge, die große Messe und die Neunte Symphonie, nun auch vor die Augen der Welt traten und des überwältigendsten Eindrucks schon bei den Zeitgenossen berühmt wurden, findet sich auch nicht die Spur einer Notiz.

Dagegen sollte das gute Fräulein bald genug persönlich miterleben, was ihre stete trübe Ahnung gewesen, daß die Liebe zu diesem kleinen Neffen, der der Anlaß ihrer gegenseitigen Bekanntschaft war, für beide Teile verhängnisvoll wurde. Wenig Jahre nach

jener letzten Notiz, im Sommer 1826, hatte die Verwirrung in diesem jungen Dasein einen solchen Grad erreicht, daß Karl eben nichts übrig zu bleiben schien als — sich das Leben zu nehmen!

Die jähe Kunde dieses Selbstmordversuches mußte die Stadt, die schon durch den langen Vormundschaftsprozeß von dem ganzen Verhältnis unterrichtet, in der jüngsten Zeit viel über den schweren Kummer vernommen hatte, den der Neffe dem großen Oheim mache, in weitesten Kreisen erregen, und zwar je nach Kenntnis der Sachlage mit Schrecken und Mitgefühl oder auch mit Anklagen und Vorwürfen. Beethoven selbst aber bekam hier einen Becher zu leeren, in dessen an sich schon bitteren Trank er persönlich durch liebende Schwäche den letzten tödlichen Tropfen gemischt hatte. Was hier oben selbst in solch bloßen Tagebuchaufzeichnungen an uns vorüberzog, war genügend, die Elemente kennen zu lehren, aus denen dieser Trank bestand. Beethoven starb daran, nachdem schon der erste Eindruck von der Art gewesen war, daß der Augenzeuge Schindler von dem noch nicht 56jährigen Manne erzählt: „Dahin war das immer noch Feste, Stramme in allen seinen Körperbewegungen, — ein Greis von nahezu siebenzig Jahren stand vor uns, willenlos fügsam, jedem Luftzuge gehorchend."

Des Fräuleins schmerzlicher letzter Eindruck von ihrem so hoch gehaltenen Freundschaftsverhältnis

war, daß sie den Meister während der langen Todeskrankheit, die wenig Monate nach jenem Ereignis eintrat, nicht einmal hatten besuchen können. Allein er selbst „hatte während der Zeit eine große Scheu vor weiblichen Besuchen", schreibt sie als letzte Notiz unter ihren Erinnerungen nach Mitteilung aus seiner Umgebung auf.

Und nun er selbst, der große Meister, wie war sein letztes Dasein, wie sein Ende?

Denn diese „stille Liebe" hat uns zugleich in zu innige Berührung mit demjenigen Verhältnis gebracht, das als die reinmenschlichste in seinem gesamten Leben auch am tiefsten in sein eigenes Dasein eingriff, und wir müssen also zum Abschluß des Ganzen danach trachten, uns auch hier den Grund und Zusammenhang jenes betrübenden Ereignisses, das die Katastrophe in Beethovens Leben bildet, völlig und ohne jede andere Rücksicht als auf die Sache selbst aufzudecken. Nur so dürfen wir hoffen, trotz allem Schmerzlichen und unser inneres Gefühl Verletzenden, das hier in der That vorliegt, zu einem versöhnenden Endeindruck unseres gedrängten Bildes seiner Existenz überhaupt zu gelangen und uns selbst mit dem freien Ausblick in die Weite des Lebens und gewissermaßen wieder auf die Füße gestellt zu entlassen.

Des Menschen Ende aber ist zugleich der Prüfstein seines Lebens.

6. Das tragiſche Ende.

Eine Stelle ſuchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüſt und einſam wäre;
Da fand er denn mein ödes Herz
Und niſtete ſich in das leere.
Goethe.

Beethoven ſchreibt am 1. Juni 1801 an Amenda in Kurland:

„Auch ihm kann der *** nicht gefallen, er iſt und bleibt zu ſchwach zur Freundſchaft. Ich betrachte ihn und *** als bloße Inſtrumente, worauf ich, wenn's mir gefällt, ſpiele; aber nie können ſie volle Zeugen meiner innern und äußern Thätigkeit, ebenſowenig als wahre Teilnehmer von mir werden, ich taxiere ſie nur nach dem, was ſie mir leiſten."

Dies unverhohlene Geſtändnis gegen den vertrauten Freund bezeichnet uns den Geſichtspunkt, unter welchem im Gefühl einer faſt unbegrenzten Kraft und eines kühnen Strebens dieſer Titane auch noch in dieſen ſpäteren Lebensjahren nur zu oft ſeine weitere und nähere Umgebung betrachtete und — behandelte.

Er selbst fühlte sich gewissermaßen zu stark zur Freundschaft, und so war es gekommen, daß er wie schon stets mit seinem künstlerischen Schaffen, allmählich auch mit seinem tieferen Fühlen und Bedürfen, „in der Welt allein stand" und, wie er glaubte, „keinen Freund hatte".

Der heroische Trotz, mit dem er dem Leben begegnete und unter Umständen auch Gewalt anthat, — dazu ein Unabhängigkeitssinn, wie wir ihn selbst aus diesen Tagebuchnotizen in einer Art hervortreten sehen, die den Geboten menschlichen Miteinanderseins zuwiderläuft, mußten ihn mit der Zeit ganz abseits von jener allgewandelten Bahn führen, wo Freundschaft und Liebe ihre allerdings stillen und unscheinbaren Schritte wandeln, aber auch den Zweck und Bestand des Ganzen sichern. Und als nun plötzlich, und gar in diesen späten Lebensjahren, nochmals die gemeingewöhnliche Pflicht solchen Thuns und Sorgens für andere an ihn herantrat, da zeigt sich, daß in seinem hohen Streben diese kleine Gabe zunächst keinen Raum hatte oder doch daß er dieselbe nicht nach ihrer Natur zu üben vermochte. Er versagte mit seinem edelsten Bemühen. Und daß er dennoch seinen Eigenwillen an die Stelle der vom Leben selbst gegebenen Sachlage setzte, führte es herbei, daß hier statt Heil Unheil gesäet ward und gar trotz allem Ausrotten und Wehren bald so sehr aufging, daß die Edelpflanze der besseren Natur selbst zu ersticken drohte.

Wir haben hier nicht die Einzelheiten dieſer verwickelten Lebenslage eines unſerer größten und beſten Geiſter zu verzeichnen. Aber es war ein tiefes und allbeherrſchendes Lebensgeſetz, was hier verletzt ward und ſich in einer Störung des tiefſten Innern rächte, gegen welche all unſer Erzählen und Urteilen ein kühles Nichts iſt.

Wir kennen unſern Beethoven nicht ganz, wenn wir ihn nicht auf dieſer bisher ſo gut wie verborgenen und nur in ſeiner Kunſt erklingenden Spur ſeines inneren Lebens verfolgen. „Es iſt ganz einerlei, vornehm oder gering ſein, das Menſchliche muß man immer ausbaden," ſagt der tiefe Kenner der Menſchendinge, der uns ihr ergreifendes Abbild im Fauſt gegeben. Wir müſſen alſo in dieſen Beſtand von Beethovens Natur einzudringen ſuchen und darnach ermeſſen, inwiefern es eben das Menſchliche war, das er hier in ſolch herbſten Leiden „auszubaden" hatte. Wir knüpfen dabei an das, was uns hier als ein Stück ſeines Lebens unter Menſchen begegnete, unmittelbar an.

Denn es iſt zu ſagen: wie trotz aller Verſicherungen im Grunde dieſe Familie Giannataſio, die ihm ſo treulich beiſtand, doch nicht recht reſpektiert und ſogar ebenfalls nur nach dem taxiert ward, was ſie ihm leiſtete; — wie vor allem die opferwillige Teilnahme der „Frau Aebtiſſin" gar nicht erkannt ward und das Veilchen, das an dieſem glorreichen Lebenswege

blühte, völlig unbeachtet blieb: so führte ihn der Eigenwille in dem Verhältnis zu dem Neffen und seiner allerdings wenig respektabeln Mutter zu einem unaufhaltsamen Strom von Eigenmächtigkeiten, der bald das ganze Gehege einriß.

Es versteht sich von selbst, daß damit von diesen letzteren nicht die Schuld des bösen Leichtsinns und der vollen Verkommenheit genommen wird. Aber das Eine ergiebt sich: Beethoven lastete mit seinen hohen Vorstellungen und Ansprüchen wie ein Alp auf dem Gemüt des jungen Neffen und ließ denselben nie recht zu sich selbst kommen. Es entstand Verwirrung, Verzweiflung, Empörung. Und ein letztes Aufleuchten der besseren Natur führte endlich zu dem schrecklichen Versuch des Verbrechens an sich selbst.

Es ist ein Stück Seelenmysterium, was hier vorliegt, und jeder Erklärungsversuch klingt wie Anklage und Vorwurf, deckt fast nackt das innerste Geheim unserer Existenz auf. Und dennoch, um des Erkennens eines höheren Gesetzes willen, das uns wieder aus diesem Dunkel zum Licht führt, darf auch hier die Erforschung nicht unversucht bleiben.

Daß es regnet über Gerechte und Ungerechte, daß Gut und Böse wie Klein und Groß nach Menschenbegriff das gleiche Recht der Existenz haben, dies eben entging Beethovens Eifer hier um so mehr, als derselbe ja auf das höchste Beste des Daseins gerichtet war. „Wiewohl was kann man einem Menschen

Größeres geben als Ruhm und Lob und Unſterblichkeit?“ hatte er ſich um dieſe Zeit aus dem Plinius ins Tagebuch geſchrieben. Und dem entſprachen die Aeußerungen: „Der Knabe muß Künſtler werden oder Gelehrter, um ein höheres Leben zu leben“, und jene: „Ich will meinem Namen durch meinen Neffen ein neues Denkmal ſtiften.“ Das Bewußtſein dieſes beſten Wollens und Thuns aber erklingt deutlich aus dem Wort: „Es wird weder Vormünder geben noch Oheime meinesgleichen.“

Sein Sinn ſtand zunächſt ganz auf die hohen Thaten des Geiſtes und der Kraft, und er beachtete bei dieſem titaniſchen Ringen um die höchſten Güter zu wenig jenes kleine Gut, das nichts deſto weniger den Gehalt und Beſtand des Lebens darſtellt: die reine Hingabe der Perſönlichkeit an den nächſten und geringſten Zweck menſchlicher Exiſtenz, die nicht bloß das Glück und höhere Sein der millionenfachen Mehrheit unſeres Geſchlechts ausmacht, ſondern ihm überhaupt erſt ſeinen Zuſammenhalt und Wert giebt.

Im Sturm der Thaten war ihm das Geſetz des Lebens nicht zu Sinne gekommen, bis dieſes ſelbſt ihm auch hier die Aufgabe der That ſtellte und er an ihr zu Grunde ging. Es iſt die Tragödie der Kraft und des Heldengeiſtes, was ſich in dieſem Künſtlerleben abſpielt und an jenem Verhältniſſe zu dem Neffen ſeinen Konflikt und ſeine Kataſtrophe findet. Und der Held in dieſem Künſtler bekundet ſich auch darin,

daß er nach Erkenntnis des allwaltenden Geheimnisses den Speer in die eigene Bruſt ſtößt und ſo der Wahrheit des Menſchentums den freien Tribut zahlt.

Wir geben zur Orientierung zunächſt noch die kleine Herzensergießung, die ſich unmittelbar nach jenem ſchönen Ausruf vom 18. November 1819 in unſerem Tagebuche findet. Es iſt das Geſtändnis nicht etwa einer mehr bloß ſentimental bedürftigen als natürlich kräftig fühlenden „ſchönen Seele", ſondern der Natur des weiblichen Herzens überhaupt. An dieſes Bekenntnis knüpft ſich alſo wie von ſelbſt die Darſtellung davon an, wie nun dieſer Held und Mann Beethoven ebenfalls ſchließlich zur Erfaſſung von Glück und Beſtand des Lebens vordang.

Das Fräulein ſchreibt:

„Von meinem Herzen will ich gar nichts mehr ſagen: es iſt und bleibt leer, und dieſe Leere drückt ſchwerer als man denken ſollte. Manchmal helfen auch die allervernünftigſten Vernunftgründe nichts und das Gefühl quillt über. Ins Denken darf ich hierüber nicht kommen. Das Beſte iſt zu denken, daß ich hierin nichts, gar nichts ändern kann, und daß es vielleicht einmal beſſer wird! Uebrigens hat wohl nie ein Herz geſchlagen, welches ſich ſo ſehr nach Liebe geſehnt und ſo vergeblich wie dieſes!"

Wie die Pflanze zum Licht, wie der Held nach

Thaten, wie der an die eherne Notwendigkeit angeſchmiedete Menſchengeiſt nach Freiheit, ſo ſehnt ſich dieſes Frauenherz nach Liebe, nach thätiger Hingabe ſeiner ſelbſt. Und ob ihr nach wie vor trotzdem anſtatt Befriedigung ſtets nur neue Enttäuſchung zuteil wird: ſie leitet doch wie bei ihrem zuneigungsvollen Aufſchauen zu Beethoven auch im wirklichen Leben mit den Jahren ihr Empfinden weiter zu den Gebieten, wo der bloße Drang der Natur zum bewußten Spenden deſſen wird, was ſie ſelbſt ſuchte. Kein ſchöneres Zeugnis kann ihrem geſamten ſpäteren Leben ausgeſtellt werden, als das einfache Wort ihrer Nichte:

„Sie war ſo recht ſeelengut, daß jedermann ſie ſo recht von Herzen lieben mußte.“

Und dem entſpricht als tieferer Grund dieſes ihres Weſens das Wort einer anderen Verwandten:

„Tiefe, wahre Frömmigkeit machte ſie heiter und zufrieden.“

Und nun alſo, unſer Meiſter? — denn auf ihn, der ſo manchen trüben Augenblick aus unſerem Leben verſcheucht und uns „himmelan hebt“, ſchauen aller Welt Augen, die des im Verborgenen blühenden Frauenweſens nicht achten, — ob er ſelbſt, was ſolcher Frauenliebe als Lebenselement zu Grunde liegt, nicht doch ſpäter ebenfalls zu erkennen und zu würdigen, ja als fruchtbaren Beſitz für das eigene Daſein zu gewinnen vermocht hat?

Denn ohne dieſes, was könnte es uns gelten, daß wir da vernehmen, wie in aller Stille ein Frauenherz in ſchönſter Liebe ſich ihm zugeneigt? Das ganze Tagebuch dieſes weltverborgenen Fräuleins hat doch nur inſofern Wert, als es uns einen Maßſtab für die Art in die Hand giebt, wie Beethoven ſelbſt nach dieſer Seite unſerer Exiſtenz hin geartet war und ob er am Abſchluß ſeines Daſeins als Menſch ſo groß vor uns ſteht, wie er als Künſtler der Erſten aller Zeiten ſich anreiht. Die ſcheinbar leichte Lektüre dieſes Tagebuchs enthüllt erſt dann ihr ſpecifiſches Gewicht. Ja der Reflex einer ſolchen tieferen Unterſuchung von Beethovens Natur giebt auch den vorhergehenden Darſtellungen, die uns den Helden im frohen Kampf und herben Leiden, in mächtigem Schaffen und ſchönem Empfangen aller Freudengaben zeigten, erſt ihren vollen Sinn. So wenig in dieſer „ſtillen Liebe zu Beethoven“ etwas von der allgewöhnlichen „Künſtlerliebe“ zu finden iſt, ſo wenig dürfen wir den tieferen Grund ununterſucht laſſen, der eine ſolche Hinneigung und treue Freundſchaft möglich machte und auch ihn ſelbſt ſchließlich zum ſchönſten Ziele führte.

Und da iſt nun ebenfalls nach den neueſten Forſchungen, zumal aus den eigenen ſogenannten Konverſationsbüchern und Skizzenheften des Meiſters auf der Berliner Bibliothek ein mannigfach vertieftes Bild aufzuſtellen.

Allerdings er beachtete nicht recht, was da in aufmerksamer Sorge für sein „teures Pfand" waltete und ihm selbst der Leiden und Mühen das Meiste abzunehmen wünschte; — ja, was durch all seine Geisteshoheit und Berühmtheit sich den großen Menschen nicht verdecken ließ und noch mehr: durch all die Fülle und Herrlichkeit dieses Menschen wieder nicht seine Menschlichkeit! Sein Sinn und Sein war auf die Kunst „die erhabene" gewendet, und zwar „zur Ehre des Allmächtigen, des Ewigen, Unendlichen"! Was die Menschen ihm gaben, ihm thaten, er empfing es als freien Tribut: er arbeitete, er schuf für sie, warum sollte er nicht nehmen, was sie ihm boten? —

Allein er selbst richtet doch gerade in dieser Zeit, wo eben durch den so sehr geliebten Knaben „ein neues Gemütsleben bei ihm hervorbrach", an den Erzieher desselben die vielsagenden Worte:

„Ich bitte Sie, mehr sein Gefühl und Gemüt in Anspruch zu nehmen, da besonders das letztere der Hebel zu allem Tüchtigen ist. Und so spöttisch und klein manchmal das Gemütliche genommen wird, so wird es doch von unseren größten Schriftstellern wie von Goethe und anderen als eine vorzügliche Eigenschaft betrachtet. Ja, ohne Gemüt behaupten manche, daß gar kein ausgezeichneter Mensch bestehen könne und Tiefe schon gar nicht in demselben vorhanden sei."

Und was nun bald darauf mit Erlebnissen und Leiden folgte, es war so tief schmerzlich und in sein innerstes Leben eindringend, daß er allmählich überhaupt zu einer völlig veränderten Lebensanschauung gelangte. Der kühne Jugendgeist, der einst „die Welt umspannen" wollte, und die ungebrochene Manneskraft, die sich zu dem fast übermütigen Ausruf verstiegen hatte: „*Kraft ist die Moral der Menschen, die sich von andern auszeichnen, und sie ist auch die meinige!*" — sie sollten in der Folge erfahren, was diese Jugend, diese bloße „Kraft" gilt, wo es sich um Glückgenießen, um Glückspenden handelt.

Gewiß, Großes war geschaffen, Größeres noch ward geplant. Lob und Ruhm, sie waren gewonnen: wenigstens in den entscheidenden Momenten hatte die Mitwelt mit ihrem Beifall nicht gekargt. Und doch, was war *innen* gewonnen? was da, wo erst Gefühl wahren Daseins waltet, im eigenen Herzen?

„Liebe ist freiwillige Gabe"

ruft er gewissermaßen sich selbst zu, indem er diesen Vers in Goethes 1819 erschienenem *West-Östlichen Divan* anstreicht bei dem Gedichte „Genügsam". Und:

„*Warst du auch heute geduldig mit allen Menschen?*"

schreibt er in den Kalender von 1820, — der Mann und Held, der sich einst „zu stark zur Freundschaft“ gefühlt! Es erwacht in ihm ein bisher fast ungekanntes Sehnen nach einem wahren Glück, nach dem Besitz eines Lebendigen, eines mitfühlenden Menschen.

Hatte nicht schon der gleiche Schiller, dem B. wie so mancher Geist seiner Zeit den besten Teil seiner „Ideale“ verdankte, in fernen Jugendtagen das Lied „An die Freude“ gesungen und deren schönsten Sinn in dem Verse aufgedeckt:

„Ja wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund!“

Je mehr das Leben mit seinen äußeren Gaben nachließ, — und es ließ ja in diesen späteren Jahren Beethovens auf wahrhaft betrübende Weise damit nach in Gesundheit, materiellem Besitz und jedem menschlichen Behagen, ja sogar in „Lob und Ruhm“; denn vom Anfang der zwanziger Jahre an war in dem gleichen Wien, das Gluck, Mozart, Haydn besessen und einem Beethoven zugejauchzt, ein Rossini der Abgott! — jemehr also dieses äußere Glück nachließ und je mehr unserem Künstler gerade durch die Erfahrungen mit dem Neffen das Bewußt-

sein aufging, daß das Leben eine andere „Moral“ und einen anderen Besitz habe als Kraft und Ruhm: desto drängender wird sein Sehnen um diesen wahren Besitz des Lebens. Trotz aller Herrlichkeiten, die ihm „seine Kunst und die Musen“ stets aufs neue spenden, fühlt er tiefinnen eine unsägliche Leere. Er hat „keinen Freund“, er steht „so allein auf der Welt!“ Der gleiche Künstler, der sich bei einem Fleiße, wie er das „Genie“ ebenso macht wie auszeichnet, oben den „unbeflissenen“ genannt, streicht sich jetzt in jenem Westöstlichen Divan bei dem Gedichte „Ergebung“ den Vers an, der uns das Thema dieses Schlußkapitals geworden ist:

„Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüst und einsam wäre,
Da fand er denn mein ödes Herz
Und nistete sich in das leere.“

Das rein menschliche Bedürfnis, wenigstens einen Menschen sein zu nennen, tritt mit der Unwiderstehlichkeit eines Naturverlangens in sein Leben. Und wenn, wie schon das Fräulein herausfühlt, auch hier nach der Art dieses männlichen Geistes zunächst eine wahre Gewaltsamkeit dieses Bedürfnisses hervorbricht und sozusagen ihr Spiel mit dem geliebten Gegenstande treibt, — wenn wir auch bald erleben werden, wie an den Uebertriebenheiten und Eigenwilligkeiten

in diesem seinem Lieben sein eigenes Dasein scheitert: er erkennt doch das Gesetz, ja er übt es, — an einem wirklichen Menschenwesen sein eigenes menschliches Wissen erprobend und bewährend, — er drückt den Stachel des Menschseins tief in sein Herz, tief bis zum Bestand des eigenen Lebens: — aber er hat auch das Ewige und Allumfassende dieses Menschengesetzes erfaßt und sich selbst die Unendlichkeit dieses Glücksgefühls bereitet.

— Und nun, was weiter? —

Auch hier, wie stets, singt er von seinen Leiden, seinen Freuden. Wenn wir also oben seine Bilder des Lebens, des großen öffentlichen und des eigenst persönlichen, priesen und darin einen unsterblichen Widerhall aller Bewegung unseres Daseins fanden: — mehr, unendlich mehr ist dennoch, was er und gerade er am tiefsten von diesem Grund und Bestand unserer Existenz sang. Keiner der Dichter drang tiefer in diesen Bestand, denn keiner stieß des Lebens Stachel tiefer in das eigene Leben und gewann sich am Hingeben desselben sein Glück und seine Unvergänglichkeit.

Denn wenn wir uns jenes Schaffen nach seinem letzten Eindruck vorführen, — es mag herrlich sein, was die Sonate pathétique und die in D-moll wie die sogenannte Appassionata an vollem Kraft- oder Leidgefühl des Lebens aussprechen! Die Eroica mag kühn und energisch neue Ordnungen der Dinge

künden und die C-moll-Symphonie sicherste Gewißheit aussprechen, daß im Kampf mit dem Schicksal die menschliche Kraft doch schließlich den Sieg davon trägt! Es mag die „Siebente" diesen Sieg vorausnehmen und im frohen Gefühl eines schöneren Daseins den ganzen Zauber und Glanz hohen Allgefühls des Lebens malen!

Aber was ist all diese Herrlichkeit unseres äußeren Daseins, dieses Hoffen und Künden, Klagen und Sagen gegen die Laute der Seele, nein, sagen wir gegen den Widerhall jener tiefsten Ordnung der Dinge selbst, der aus Beethovens Werken erklingt, nachdem das Leben ihn soeben in jener Kongreßaufführung 1814 auf die höchste Höhe gehoben zu haben schien und nun doch erst seine wahren Aufgaben und sein wahres Leiden ihm zeigte! —

„O leite meinen Geist, o hebe ihn aus dieser schweren Tiefe!" hören wir ihn das eine Mal ausrufen: und er meißelt diesen Ruf der Seele sozusagen zu einem Bilde von Stein, für alle Nachwelt zu sehen, in dem Adagio der Violinsonate Op. 102 Nr. II, an dem kein menschlich fühlendes Herz vorübergeht, ohne diese seine Menschlichkeit zu fühlen, aber auch nicht ohne aus der tiefinnern Ergebung in diese stets bedrängte Existenz die Ahnung eines höheren Daseins davonzutragen. Denn:

„Doch der droben, o er ist! Ohne ihn ist nichts!!"

ſtand kurz darauf in ſeinem Tagebuche. Und welche Erhebung zu „Dem da droben" iſt nun das Adagio jener großen Sonate Op. 106, das in eben den „drangvollen Umſtänden" entſtand, die der Kampf mit dem Leben in dem Verhältnis zu Mutter und Sohn Beethoven ihm bereitete, — in der Zeit von 1817—18, die wir in den Aufzeichnungen einer unbeteiligten Dritten ſozuſagen perſönlich miterlebten!

Aber wenn ein ſolches Adagio doch immer nur ein Einzelgebet iſt, freilich kaum eines aller Zeiten hinter ſich laſſend, ſo finden wir dieſen Künſtler, der ſeine Gefühle zu denen der Menſchheit zu erweitern wußte, auch bald ſich anſchicken, ein Gebet der Menſchheit zu beten, in dem alle Zungen des Lebens ſich vereinen wollen, um ihre Not zu klagen und höhere Hilfe zu erflehen. Eine große Seele ſchließt ſich zuſammen, Vertreter und Vorſager all des Leids zu werden, das die Menſchheit drückt. Und wahrlich, wenn je einen Künſtler, ſo hatte dieſen Beethoven das Leben ſelbſt zu dem Ernſt erzogen, um die Würde ſolchen Berufs, dem Allgebet ſeine Stimme zu leihen, auch zu faſſen.

„Opfre noch einmal alle Kleinigkeiten des geſellſchaftlichen Lebens! O Gott über alles!" ſo hören wir ihn ſich zurufen, als der Zufall ihm die ſchöne Pflicht auferlegt, ein entſcheidendes Ereignis in dem Leben ſeines geliebten kaiſerlichen und geiſtlichen Freundes

Erzherzog Rudolph mit seiner Kunst zu feiern, und er sich nun vornimmt, zu dessen Installation als Erzbischof von Olmütz eine solenne Messe zu schreiben.

Wir wissen, was diese Missa solemnis ist, die dann nach Jahren tiefsten Sichversenkens und qualvollster Mühen daraus hervorging. Sie steht wie ein Riesendom da, freilich im Stil vergangener Zeiten, aber doch in freier kühner Benutzung der gegebenen Formen. Und oft bricht auch wie ein Strahl von oben das eigene große Menschengesicht dieses Künstlers, der sich „Dem da droben" so sicher nahe fühlt, hervor und zeigt uns selbst diese bekannten Formen in neuem und verklärtem Lichte.

Aber was ist das? Was wölbt sich da sichtbar hoch zum Himmel empor und geht wie in die Höhe so in eine Weite, als könne hier alles Dasein umfaßt werden und alle Lebensregung zu einem unvergänglichen Erstehen Platz finden? —

Es ist das mächtige Lied „Et vitam venturi," „Ein ewiges Leben!", ein Bild dieser ewig quellenden Fülle und stets neu aus sich gebärenden Unvergänglichkeit der göttlichen Kraft, wie kühner und all unser Anschauen bis zum Kreisen der Sinne in diesem Wirbel des Seins mit sich fortreißend keine Kunst bis dahin eines geschaffen! — Was für ein Schauen des „Ewigen, Unendlichen" muß es gewesen sein, das dieser Künstler sich hier wie zum eigenen

Troſt bereitet, um dem Andrang des Vergänglichen zu widerſtehen! — Wir begreifen, daß dieſer Mann oft nicht Auge noch Ohr für die Dinge des Lebens hatte und im Sturm ſeiner Anſchauungen und Gefühle auch dieſes kleine Leben mit Gewalt in ſeine höhere Sphäre emporreißen wollte. —

Aber es hat ſeine eigenen Geſetze, dieſes wirkliche Leben, und alle Weite und Größe geiſtiger Anſchauung ringt ihm ſeine Forderungen nicht ab. Und daß dies auch von dieſem kühnen Streiter und ſtarken Mannesgeiſte erkannt, nein in herbſter Herzenserfahrung erprobt wurde, — dieſer Wendung ſeiner inneren Entwicklung verdanken wir auch ſein höchſtes Schaffen, den jubelnden Preis jenes ſchmerzgeborenen Menſchenglückes ſelbſt.

Wir nahen jener *Neunten Symphonie*, die uns nun ſchließlich das Bild des Menſchen und Künſtlers Beethoven ganz enthüllen kann, da ſie gewiſſermaßen Sinn und Reſultat ſeines ganzen Lebens iſt.

Zum Glück beſitzen wir nun hier, und diesmal ſicherer als je zuvor Anhaltspunkte für des Künſtlers eigenen Empfindungs- und Gedankengang: die ausführlichen Entwürfe zu dem Werke ſelbſt. Wir müſſen uns denſelben klar machen, er iſt in gewiſſem Sinne die innere Geſchichte Beethovens.

Wir wiſſen, das Werk ſchließt mit den Chören

auf Schillers „Freude schöner Götterfunken“. Schon in Bonn, als der Geist der modernen Zeit, nein, der wiederauflebenden Menschheit sich Beethovens hohem Jugendstreben in lebendigen Zügen aufdecken wollte, war dieser Seelenerguß des so herrlich hoch gestimmten Dichters ihm so nahe getreten, daß er das ganze Gedicht zu komponieren sich vorgenommen. Sein heldenfroher Sinn ahnte, daß es irgendwo einen Ausweg geben, daß irgendwo „der Freude Flagge wehen“ müsse. Er ahnte es, auch ohne diesen Weg, dieses Ziel, so kenntlich es des Dichters Instinkt ausgesprochen hatte, deutlich zu erkennen. Und immer wieder drängt sich dieses Bild vor seine Seele: in der Zeit der Siebenten Symphonie will er sogar eine Ouverture auf die einzelnen Verse dieses Gedichtes bauen.

Aber tiefer mußte das Bedürfnis unseres Geschlechts erst in ihn eindringen, ehe er auch dessen Freude zu erfassen vermochte. Wir sahen sein Ringen, wir hörten sein Flehen um Erhörung des „unglücklichen, unglücklichsten aller Sterblichen“. Er kämpft einen Riesenkampf, er erhebt seine Seele zu dem Schauen einer ewig gleichen Notwendigkeit, in deren unwandelbarem Sein die eigene Not und Pein schwindet. Und diese Bilder seines Geistes, diese Kämpfe seines tiefsten Innern sind es nun, was er hier besingt. Es gelingt ihm, in den inneren Zusammenhang zu schauen und den Riß zu erkennen, der in die-

sem ganzen menschlichen Dasein ist, aber auch den Bann zu lösen, der auf demselben liegt.

Jedoch künstlerisch wie psychologisch ist ihm auch nichts mühevoller gewesen, als hier den Weg wirklich zu finden. Wir besitzen davon den Beweis in eben jenen Skizzenbüchern.

Da ist vor allen das eine, das sich mit der Einführung dieser „Freude" abmüht. In dem konzentriertesten Gefühle des Menschenleids und wie Hohngelächter der Hölle über alle Menschenfreude war dieses Finale begonnen. „Nein, diese Wirrnis erinnert zu sehr an unsern verzweiflungsvollen Zustand!" erklingt es da, soweit aus der unleserlichen Bleistiftschrift die einzelnen Worte zu entziffern sind. Es ist die Erinnerung an den furchtbaren Kampf, den im ersten Satz sein hoher Mut mit dem Schicksal gekämpft und der uns erst ganz enthüllt, was er an Leid der Welt gelitten.

„Heute ist ein feierlicher Tag, dieser sei gefeiert durch Gesang und Tanz!" heißt es dann weiter, und es tritt das Motiv des ersten Satzes selbst ein. „Ach nein, dieses ist zu traurig, etwas Heiteres ist's, was ich fordere." — Es erscheint das Motiv des Scherzos: „Auch dieses ist nur Possen!" — des Adagios: „Dieses ist zu sanft, zu zärtlich." Und endlich, nachdem das sturmartige Schmerzestosen des Eingangs wiedergekehrt ist, steht da noch einmal: „Freunde, wir haben Ursache zu verzweifeln,

jedoch ich glaube, sie muß uns trösten, Musik uns erheitern.

So hat uns hier der Künstler in seine Werkstatt, der Mensch in das Geheimnis seines Fühlens eingeführt. Denn wenn ein Beethoven die Musik als Erlöserin preist, so haben wir dabei des Worts jenes großen Künstlers unserer Tage zu gedenken, der seinen Spuren am reinsten gefolgt ist: „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen als in der Liebe."

Und nun, wenn wir das Werk selbst betrachten, was ist alles, was Beethoven bisher gesungen, gegen das Menschheits-Klagen und die Sehnsucht nach einer Menschen-Existenz, wie solche aus den ersten drei Sätzen dieser Neunten Symphonie hervorschwellen?

Stets tiefer hatte sich, trotz aller Wonne geistigen Schauens und allem Stolz künstlerischen Gestaltens in Beethovens Herzen das allmenschliche Bedürfnis nach Sein und Wirken in einem anderen, Lebendigen, nach einem Dasein enthüllt, das wirkliche Fülle und stete Wiederkehr hat. Und die Weisen, die aus diesem Bedürfen quollen, gewannen einen Hall, wie er so aus tiefsten Tiefen menschlichen Bedürfens stammend, nie zuvor gehört worden. „Was war das?" fragen auch wir uns unwillkürlich, wenn die beiden Melodien zu dem Adagio dieser Symphonie erklingen und stets aufs neue ihre tief ergreifende Kraft bewähren. „Habe ich je gefühlt, gelitten? je mich gefragt, was

ist Wonne und Glück, was allerschmerzlichstes Sehnen nach beiden?" erklingt es in unserm Innern. —

Das Leid der Welt ist bis in die fernsten Winkel verfolgt und in Kampf und Klagen gegen die allumspannende graue Nebeldecke des Entbehrens kühn emporgestrebt; — das Leben selbst ist als bloße „Possen" erkannt und die dämonisch wilde Lust des Genießens nur als die Betäubung des Begehrens; — und selbst der Aufblick zu einem Ewigen und Unendlichen *außer uns* hat trotz aller unsagbaren Herrlichkeit und aller unfaßbaren Harmonie das Sehnen des Herzens nach Besitz seiner selbst nicht gestillt!

So leuchtet denn jetzt dieses echte Künstler- und Menschenauge auch in alle fernsten und kleinsten Räume wahrer Menschenexistenz hinein und erkennt, was an Glück und Freude, was an *ewigem Liebespenden* in dieser Welt des grausamen Entbehrens und des unersättlichen Eigennutzes vorhanden ist und diese öde Welt dennoch zum Himmel zu verklären vermag.

„Denn das Leben ist die *Liebe!*"

hatte dieser Menschheitssänger sich schon in dem „West-Oestlichen Divan" angestrichen, und tiefer als andere vor ihm sollte er diesen Sinn menschlicher Existenz erfassen und in seiner Kunst als Trost und Prophezeihung hinterlassen.

„O Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!“ ruft er also selbst endlich in voller Unbefangenheit des natürlichen Empfindens in diesem Finale aus. Und nun ertönt denn auch wie aus dem schmerzlichsten Entsagen geboren und mit dem vollen Siegesantlitz der Gewißheit, daß es ein Glück giebt, das nie verfiecht, jenes echte Menschenlied:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!“

Es ist die menschliche Seele selbst, die sich hier gefunden hat. Des Fräuleins Wort: „Uebrigens hat wohl nie ein Herz geschlagen, welches sich so sehr nach Liebe gesehnt hat und so vergeblich wie dieses,“ gewinnt seine Wahrheit hier in dem höheren Sinne der Existenz um des Ganzen willen: es ist die Liebe zur Menschheit, was hier zugleich als höchste Fähigkeit zu Glück und Wirken zur That geworden ist, und kein Kindesglück ist reiner, klingt heller als diese Freude des Menschen an solcher eigenen Existenz. Es ist der ganze und volle Beethoven, was uns in dieser Melodie entgegenhallt, und wir begreifen aus ihr seine höchste Lebens-Freude wie das vorausgegangene Lebens-Leid.

Und jetzt ist auch gefunden, was stets mit so schmerzlichem Sehnen, ja sogar persönlichem Flehen

gesucht ward: jetzt ist „das Allmächtige, das Ewige, Unendliche“ Wirklichkeit geworden. Und „Der da droben, o er ist und ohne ihn ist nichts!“ — wie hat diese Gewißheit eines Göttlichen in dieser Welt hier volle, innerlich beseligende Bestätigung gewonnen! Da ist kein Wahn, kein Tand, kein Spiel. — Was unser Schiller ahnend aussprach und fast einem allgeteilten Empfinden und Wissen nur nachsprach, — hier sind es eigene Worte geworden, volle Brusttöne eines großen Mannes- und Menschen-Herzens.

Und wie ist er sich dieses Grundes wahren Glücks und Bestandes auf einer traurig verzweifelnden Welt vollbewußt!

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!“

— solches Allgefühl des Lebens in der Liebe kündet sich in ernsten Tönen als den Grund zu jener Freude „schönem Götterfunken“ und zugleich als ihre Fülle und Unvergänglichkeit an. Hier löst sich das Siegel von Glück und Unglück, hier liegt Wahrheit, Fülle, Ewigkeit, kurz wirkliches Sein. Hier erhebt sich das Menschliche zu seiner Wesenheit, erweitert sich das kleine Ich zum Gefühl des All und Ewigen.

Selten hat ein Künstler reiner und tiefer aus seinem eigenen Fühlen die Wahrheit der Welt hervorgeboren und dieselbe so rein und beseligend ausgesprochen. Mit der Kraft eines ungeheuren Schauens

ſteigert Beethoven ſein Weſen über die Schranken der Perſönlichkeit hinaus und giebt ſo zugleich ſich und uns Anteil an einem unvergänglichen Beſitz.

War es da wohl der Mühe wert geweſen zu leben, zu kämpfen, zu leiden?

Und doch, dies iſt das wirklich tragiſche Ende dieſer Exiſtenz: wie er ſich in Kampf und Leiden und Schauen abgemüht, dem Leben ſeinen Sinn abzugewinnen, — wie Entbehren und Ueberwinden ſeiner ſelbſt ihm dieſes allein dauernde Glück endlich gezeigt hat — an ihm ſelbſt ſollte ſich nur ſchmerzlich und ſogar tödlich erweiſen, daß hier allein Lebensfülle und Beſtand iſt.

Wir kommen raſch zu Schluß und Ende.

Bei völligem Vergeſſen aller Welt war dieſes *Lied von der Freude, die aus der Liebe quillt*, in dem Sommer und Herbſt 1823 ausgedichtet worden. Und wie es an Hoheit und Jubel volle Unwiderſtehlichkeit hat und es hier iſt, als hätte die Freude in der That ſchon alle Welt ergriffen, ſo erwies ſich auch ſein Eindruck bei jener erſten Aufführung im Frühjahr 1824. Die Erregung der mehrtauſend Zuhörer glich dem Sturme, der über das Meer fährt. „Das Publikum brach in ſolchen Jubel aus, daß das Orcheſter beinahe unhörbar wurde, den Ausführenden ſtanden die Thränen in den Augen," erzählt ein Mitwirkender von einem Moment dieſer Produktion. Nur Beethoven vernahm Sturm und Jauchzen

nicht. Und darauf aufmerksam gemacht, — „sah er hin und verneigte sich ganz ruhig."

Was war ihm solcher Beifall selbst der musikalischsten und gemütreichsten Zuhörerschaft der Welt, wie man das Wiener Publikum nennen muß, gegen „eine Seele", die ihn wirklich verstand, verstand in seinem innersten Bedürfen und dadurch in seiner Kunst?

Beethoven: „Wie fandest du denn bei meiner Musik, daß selbe andere finden?" —

Neffe: „Tiefer, — nicht bloß auf die Ohren!"

Diese kleine Konversation jener Tage sagt uns mehr als viel Erzählen und Beschreiben.

Aber die wachsende Versunkenheit in das eigene Sein und Thun, teils inneres Bedürfen, teils — leider! — wirkliche äußere Notwendigkeit, um für sich und den „teuren" Sohn das tägliche Brod zu beschaffen, sie hatte diesen selbst stets mehr ganz nur sich anheimgegeben. Und als er nun gar, der Zucht des Instituts entnommen, auf der Universität war, da wollte bald auch jene Zucht nicht mehr frommen, die er an dem Verkehr mit dem großen Onkel und dessen Idealen hatte: von der Bahn des Müssigganges kam er auf die des Leichtsinns und endlich gar des Lasters. Wie das Fräulein befürchtet hatte: das lebhafte Gefühl für den Knaben und das Bedürfnis, „ein Wesen immer um sich zu haben, das ihm anhing", ließen den Oheim nicht bloß nicht mit jener Konsequenz gegen

den Neffen verfahren, welche nötig war, um wirklich Freude an ihm zu verleben, sondern verleiteten ihn vielmehr zu einer Nachgiebigkeit, die den Jüngling bald mit dem würdigen Manne sein Spiel treiben ließ. „O mein Onkel! Mit dem kann ich machen was ich will. Einige Schmeicheleien und freundliche Mienen machen ihn gleich wieder gut!“ hörten Bekannte Beethovens ihn wohlgemeinten Vorstellungen entgegnen.

„Wo bin ich nicht verwundet, zerschnitten?!“ hören wir aber Beethoven selbst jetzt das eine Mal ausrufen, und das andere Mal: „O kränke nicht mehr, der Sensenmann wird ohnehin keine lange Frist mehr geben!“ Und dies gegen den gleichen Knaben, dem er selbst gesteht: wenn er nur lieb, gut und aufrichtig, so sei damit all seinem Glück Grenzen gesetzt! — Auf alles, was das Leben bietet, verzichtet, — nur auf das nicht, was wahrhaft das Leben ausmacht! Und eben dieses bleibt ihm, dem so tief Liebebedürftigen und Liebevollen versagt. Es ist der Wehmut Endziel und bitterster Becher.

Auch von diesem Leid, dem tiefsten, das die Menschenbrust hegt, reden uns des Meisters eigene Töne, und zwar trotz allem, was bisher davon gesungen, am tiefsten, am eigensten, am ergreifendsten! Wer diesen Künstler ganz nach seinem Wesen erfassen, ganz sich auch mit der Fülle, die hier aus herbstem Leiden quillt, durchdringen will, der vertiefe sich mit

seiner Seele Fühlen in den Wunderborn der Letzten Quartette, Beethovens Schwanengesang!

Mehr als anderwo enthüllen sich hier die geheimsten Bewegungen der menschlichen Seele: Wonne und Weh erscheinen als eines Urquells. Und nichts von weichlichem Schmerzempfinden, von schwächlichem Klagen! Der letzte Hall dieses Empfindens ist nicht Oede und Tod, — er ist trotz aller Wehmut und Entsagung Reichtum und Leben, unerschöpfliches Leben und Gefühl voller Unvergänglichkeit! — Das eigene Wesen und Wollen ist dahingegeben, — das Gewinnen des andern aber, das mit dem eigenen Wesen umfaßt wird, ist der Gewinn des Ganzen und seiner unsterblich webenden Fülle. Wie seine Kunst, so zeigen alle persönlichen Lebensäußerungen des Meisters in diesen letzten Jahren eine fast überirdische Harmonie und Milde, die erquickend und erhebend auch auf den allerdings stets kleiner werdenden Kreis seiner Umgebung ausstrahlte und einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ. Man fühlte hier die Fülle wirklichen Menschentums. „Du bist unter allen der beste, die anderen sind alle Lumpen," schreibt in unbefangener Ahnung der Sache der junge Sohn des Freundes Breuning auf, der ihn während des letzten Krankenlagers oft besuchte und mit seinem offenen Kindessinn erheiterte.

Wohl lebte Beethoven so gut wie abgeschieden von der Außenwelt, aber um so mehr beglückt in seiner

eigenen Welt, die ihm jetzt erst die vollen Erschauungen und Begeisterungen gab. Und so sah man ihn träumend wandeln und ließ ihn gehen, wie man einen Menschen gehen läßt, der einer anderen Existenz angehört als der altgewohnten Menschenexistenz.

Ein Wiener Schriftsteller, ein Bekannter Franz Schuberts, des Liedersängers, sah ihn in diesen letzten Lebensjahren manchen Winterabend in einem kleinen Gasthause verkehren. Alles war „größter Ehrfurcht voll", wenn er eintrat, der Mann, „dessen wahren Löwenkopf mähnenartig graue Locken umstrotzten", der beim Eintreten selbst den Blick scharf umhergesendet, aber in seinen Bewegungen schwankte, „als wandle er im Traume."

So trat er ein, setzte sich zu seinem Glase, rauchte aus einer langen Pfeife und — schloß die Augen. Angesprochen oder vielmehr angeschrieen von einem Bekannten schlug er die Lider auf wie ein aus dem Schlummer geschreckter Adler, lächelte wehmütig und reichte dem Sprechenden ein Heft mit dem Stifte hin, den er aus seiner Brusttasche zog. Nach geschehener Beantwortung versank er wieder in sein Sinnen. Bisweilen aber nahm er dabei ein zweites stärkeres Heft aus der Brusttasche seines schlechten grauen Oberrocks und schrieb mit halb geschlossenen Augen.

„Was schreibt er nun wohl?" frug unser Gewährsmann eines solchen Abends seinen Nachbar Schubert.

„Er komponiert!“ lautete die Antwort.

Ob in solchen Momenten Töne durch sein Gemüt zogen, wie die zu dem ersten Satz des B-dur-Quartetts Op. 130, der uns die Harmonie des Alls wiederzuspiegeln scheint, oder zu dem „Poco scherzando“ dort, dem alles Leben ein heiter freies Spiel ewiger Kräfte geworden ist? — Oder nicht vielmehr zu jener Cavatine in Es, die für ihn „die Krone aller Quartettsätze und sein Lieblingsstück“ gewesen sein soll und von der jener Berichterstatter über die erste Vorführung der Neunten Symphonie, der uns sogleich persönlich begegnen wird, K. Holz, aussagt: „Er hat sie wirklich unter Thränen der Wehmut komponiert und gestand mir, daß noch nie seine eigene Musik einen solchen Eindruck auf ihn gemacht habe, und daß selbst das Zurückempfinden dieses Stückes ihm immer eine Thräne koste.“

Und doch sollte diese „Fülle von Wonne und Weh“ noch überboten werden?

Es folgte das Cis-moll-Quartett. Und wohl waltet es wie stilles Reden mit sich selbst und dem innersten Geist der Welt in diesem einleitenden Adagio, — wohl wie strahlendes Glück, das aus diesem Geist sich gebiert in dem Andante mit seinen zaubervoll wechselnden Lebensbildern, — wohl wie ein Tanz dieses Lebens selbst mit all seinen Schrecken und Freuden, seinen Wirrsalen und Jubelausbrüchen in diesem Final-Allegro. Wie das Leben

selbst ist dieser „ungeheure Spielmann“ endlos fruchtbar in seinen Bildern des Lebens.

Aber einmal ist es, als spiele er und zwar ganz zuletzt noch sich selbst und singe zugleich sich seinen Grabgesang! — Zum Verständnis hierfür bedarf es eines letzten rein biographischen Uebergangs.

Der Neffe, ein Stück von Beethovens eigenem Leben und seinem Herzen stets mehr ein unentbehrlicher Besitz, — der Neffe war infolge seiner ungeregelten Studien bereits von der Universität entlassen worden und auf das Polytechnikum gegangen. Allein auch hier unterblieben die vorgeschriebenen Prüfungen schon im ersten Semester. Es kam zu schweren Konflikten mit dem Oheim. Jedoch nicht bloß volle Verzeihung und Aussöhnung erfolgte, — fast angefleht ward um Liebe, der die Liebe schier mit Füßen trat! Man lese die Briefe vom Herbst 1825. Der Uebermut, das Laster, die Verwirrung nahmen bald völlig überhand. Dennoch pochte in Karls jungem Gemüt gegenüber der würdig hohen Erscheinung des Oheims mit lauten Schlägen das Gewissen, pochte stets stärker und bald mit unleidlicher und sogar unwiderstehlicher Forderung.

Da geschah das Letzte, das Aeußerste, was hier noch geschehen konnte, denn schon war die Person des großen Oheims ihm nicht mehr heilig gewesen. Der Zustand ward unerträglich, der Jüngling ging sich an das eigene Leben, und der Verfolg dieser That enthüllt

uns ganz den Grund dieſes tragiſchen Konflikts, wahrhaft tragiſch, weil er den Willen gleicherweiſe auf beiden Seiten band.

Wir geben die Sache nach den hier zum erſten Male vollſtändig benutzten Konverſationsheften. Das Geſpräch findet meiſtens mit dem Kanzleibeamten und Geiger Karl Holz ſtatt, der durch mancherlei Dienſte Beethoven ſehr vertraut und nahezu unentbehrlich geworden war. Derſelbe erwies auch diesmal, obwohl er den Zuſammenhang hier ſo wenig, wie irgend jemand in Beethovens Umgebung ahnte, dem älteren lebensunbeholfenen Meiſter wenigſtens äußerlich Troſt und Hilfe.

Es war im Hochſommer 1826. Karl wohnte ſeit dem letzten Jahre bei einem Herrn Schlemmer in der Alleegaſſe auf der Wieden. Sein Hauptfreund und Kamerad war ein junger Mann namens Niemetz.

Holz ſtürzt eines Morgens zu Beethoven ins Zimmer und teilt im Auftrag Schlemmers mit, Karl habe ſich von Hauſe entfernt, um — ſich zu erſchießen! — Sie eilen ſofort miteinander in die Alleegaſſe. Beethoven hat den ſchrecklichſten Tag ſeines Lebens zu erfahren. Zunächſt entſpinnt ſich mit dem tauben Manne folgende Konverſation:

Schlemmer: In Kürze die Sache! — Ich erfuhr heute, daß Ihr Herr Neffe ſich längſtens bis nächſten Sonntag erſchießen wollte. Nur ſo viel brachte ich in Erfahrung, daß es wegen Schulden ſein ſollte.

Ich suchte nach, ob Vorbereitung vorhanden sei, ich fand im Kasten richtig eine geladene Pistole, samt noch übrigem Blei und Pulver, ich verständigte Sie daher davon, in der Sache als dessen Vater zu handeln, die Pistole ist in meiner Wohnung. Handeln Sie liebevoll, sonst wird er verzagt.

Holz: Was ist jetzt zu thun? — Es wird sich noch weit mehr finden. — Er war nicht aufzuhalten, er sagte, er komme gleich wieder zu Schlemmer — Ihnen wäre er ebenso davongelaufen. — Er sagte: „Was nützt es Ihnen, wenn Sie mich halten? Wenn ich heute nicht loskomme, so geschieht es doch ein andermal."

Schlemmer: Die 2. Pistole hat meine Frau, weil ich nicht zu Hause war, wie es gefunden wurde.

Beethoven: Er ersäuft sich! —

Holz: Wäre es sein fester Vorsatz gewesen sich zu entleiben, so hätte er es gewiß keinem Menschen vertraut, am wenigsten einem geschwätzigen Weibe. — Vielleicht eine Theaterprinzessin. — Sie hatten ihm einst den Hufeland geschickt mit Ihren Anmerkungen; wie er dagegen protestierte! Er wurde mit ihr beim Kärnthnerthor gesehen — als er bei Ihnen war, denselben Tag frühe. — Blut der Mutter! —

Man eilt jetzt auf die Landstraße zu Niemetz, er ist nicht zu Hause. Dann zurück auf die Wieden, zur Polizei. Hier beginnt mittelst unseres Dolmetschers die nähere Nachfrage.

Holz: Trägt er Ohrringe? Gehrock mit Seide gefüttert — Kragen — Keine Uhr? — Es wird gleich in die Kaffeehäuser geschickt. — Also zur Mutter! — Zweieinhalb Uhr — Ich glaube jetzt nach Hause, von da schicken Sie zu Schlemmer und nach Tische gehen wir hierher — (d. h. zur Mutter).

Fürchterlich bange Stunden verfließen. Man kehrt zur Mutter zurück und endlich steht dann da in sehr flüchtiger Schrift im Konversationsheft:

Karl: Jetzt ist's geschehen! — Nur einen verschwiegenen Wundarzt — Quäle mich jetzt nicht mit Vorwürfen und Klagen, es ist vorbei. In der Folge läßt sich alles machen.

Beethoven: Wann ist es geschehen?

Die Mutter: Er ist eben gekommen — der Fuhrmann hat ihn in Baden von einem Felsen heruntergetragen. — Auf der linken Seite hat er eine Kugel im Kopfe. —

Beethoven geht dann mit Holz fort und wir hören noch folgendes Nähere.

Holz: Er sagte: „Wenn er nur mit seinen Vorwürfen aufhören wollte!" Er hat sich im Helenenthal auf Rauhenstein an einem Felsen erschießen wollen. — Er ging gestern von mir weg gerade in die Stadt und kaufte sich eine Pistole und fuhr nach Baden. — Hier sehen Sie den Undank sonnenklar, wozu wollen Sie ihn noch länger bändigen? Ist er erst beim Militär, so steht er unter der strengsten Zucht. — Als Sie

gingen, sagte er: „Wenn er sich nur gar nicht mehr sehen ließe!“ — Ich kam ja hier dazu, als er Sie an der Brust packte. Draußen bei der Thüre, als er fortgehen wollte! — Er sagte, er reiße auf der Stelle den Verband weg, wenn von Ihnen noch einmal die Rede ist.“ —

Das alles drang wie ebenso viel Dolchstiche in Beethovens Brust. Doch er kennt zunächst nur eine Sorge. Denn Holz hatte aufgeschrieben: „Es ist noch die Frage, ob er davon kommt. Jede Kopfwunde ist lebensgefährlich. Und wirklich hatte er um das Leben des jungen Mannes zu bangen, des einzigen Menschen, den er liebte und der — selbst in dem jetzigen Hasse erwies sich dies, — *ihn liebte*, weil er ihn doch tiefer verstand, als alle Welt da draußen.

Und so steht denn nach ungefähr vierzehn Tagen von Beethovens eigener Hand da:

„*Auf den Tod von dem verstorbenen Beethoven.*“

Ob auf den Neffen bezüglich, ob auf ihn selbst, der so ins Leben getroffen war, wer kann es entscheiden? — Aber es gilt gleich, denn es war in beiden Fällen sein eigenes Leben, was hier zu Tode getroffen war und seinen Grabgesang werden wir bald vernehmen.

Zunächst noch aus verschiedenen Konversationsheften einige Auszüge, die uns in den Kern der Sache führen!

Beethoven: Eine Nacht im Bock (Ball), 2 Nächte nicht zu Hause geschlafen. — Die Mutter nach Preßburg oder sonst irgendwo verreisen. — Sein leidenschaftliches Spiel muß verhütet werden, ohne dieses ist keine Besserung möglich. Er hat beständig Billard gespielt mit Kutschern u. s. w. —

Schindler: Diese Herren vom Polytechnikum haben die Gelegenheit benutzt ihn zu ermahnen, weil sie ihn stets in Kaffeehäusern mit Kutschern und lauter Pöbelvolk spielen sahen, denen er oft im Spiele nicht ehrlich zusetzte. —

Holz: Obwohl ich an Erfahrung des Treibens solcher jungen Leute alt genug geworden bin, — es ist oft kaum glaublich, in welche Knäuel von Kniffen und Ränken sich diese Menschen verwirren können. — Auch von Niemetz bemerkte die Wärterin, daß er allerhand Streiche mit Karl begangen haben müsse, wie sie aus seinen Reden wohl deutlich genug abnehmen konnte. — Hier nur eine Stelle (aus Karls Brief an seinen Freund): „Wie geht's deinem liebenswürdigen Mädchen, deiner Göttin? Hast du sie gesehen und wirst du sie bald wiedersehen und küssen . . .?" — Der Schluß: „Ich mußte in so großer Eile schreiben aus Angst und Furcht, — von dem alten N..... entdeckt zu werden".

Es ist genug, genug! —

Dennoch schreibt Beethoven selbst auf: „Ich will nur seine Besserung bezwecken. Denn wenn er jetzt

ganz preisgegeben würde, könnte noch Schrecklicheres geschehen. — Mehr als jeder Vater! — Verwirrung, des Geistes und Verrücktheit, die Hitze auch von Kindheit an, mit Kopfweh behaftet. Auch das zu mir essen kommen, welches er mußte!"

Er besucht ihn im Spital: „Hast du einen verborgenen Kummer, entdecke ihn mir durch die Mutter." Holz hatte mitgeteilt: „Er sagte, es sei nicht Haß, sondern ein ganz anderes Gefühl, das ihn gegen Sie ergreife." Und lange dauert es, ehe der Knabe zum Aussprechen seiner Empfindung gelangt. „Er giebt keine andere Ursache an als die Gefangenschaft bei Ihnen, die Existenz unter Ihrer Aufsicht," schreibt Holz auf.

Und Breuning: „Er hat bei der Polizei ausgesagt, daß du ihn zu viel secliert (gequält) habest, was ihn zu dem Schritte veranlaßt habe."

Endlich aber vernehmen wir die volle Lösung des Rätsels. „Ich bin schlechter geworden, weil mich mein Onkel besser haben wollte!" hatte er nach der Genesung selbst der Untersuchungs-Behörde geantwortet.

Der dieses Wort am besten verstand, war Beethoven, der große Beethoven. Jedem Fernstehenden und sogar der unmittelbaren Umgebung des Meisters ein apokalyptischer Ausspruch, ihm selbst klar wie die Sonne, und in sein Inneres dringend wie die Geschosse

der Gewissensschuld! Er ist an diesem Zwiespalt, der sich kurz darauf noch ungleich tiefer aufdeckte, gestorben.

Dem unseligen Neffen aber reinigte in der That zum Teil diese Katastrophe und mehr noch läuterte des Oheims Tod die Atmosphäre seines inneren Seins und brachte seinem Willen den Halt wieder. Er heiratete und ward ein guter Familienvater. Er übte in der Ehe die Eigenschaften, die sein großer Oheim nicht vollständig zu würdigen gewußt hatte, und hinterließ bis auf einen Sohn, bei dem eben auch „das Blut der Mutter" wiederaufgelebt, eine in glücklicher Harmonie lebende Familie.

Und Beethoven, ob er in dem Bewußtsein, daß hier in der That ein wahres Lebensgesetz sich gerächt, auch selbst noch an dem Frieden und der Fülle Anteil gehabt hatte, die dieses innere Wissen von der Welt und dem Leben geben kann?

„Was mir aber durch die Seele schnitt, war der Anblick Beethovens," hatte Ende 1823 jene „interessante Frau" Marie Pachler-Koschak, die „wahre Pflegerin seiner Geisteskinder" geschrieben und dies bestätigte damals ein gleich verehrungsvoller Bekannter Beethovens und treuer Helfer in seiner letzten Lebensnot, der Harfenfabrikant Stumpff aus London, mit dem Wort, als er seine deutsche Heimat und Beethoven wiedergesehen: „Es fiel mir sogleich auf, daß er sehr unglücklich aussah." Auch vernahmen wir ja des Famulus Schindler Schilderung

nach jener letzten Katastrophe: „Ein Greis von nahezu siebzig Jahren stand vor uns, willenlos fügsam, jedem Lufthauch gehorchend!“

Allein hatte nicht, als zuerst das Schicksal schrecklich an die Pforte klopfte, schon er selbst geschrieben: „So glücklich, als es mir hienieden beschieden ist, sollt ihr mich sehen, nicht unglücklich!“ — Und so war es! Nicht bloß dem eigenen Tode ist er, wie die Augenzeugen berichten, „mit unbeschreiblicher Seelenruhe“ entgegengegangen, er hatte auch die volle Heiterkeit wiedergefunden, die das Erbteil der in sich sicheren Gemüter ist. Er hatte in des Lebens inneren Bestand geschaut, und auch sein Gewinn war „tiefe wahre Frömmigkeit“, war die Religion der Liebe. Ueber die „Allmacht und Unendlichkeit“ dieses Besitzes ging ihm nichts hinaus. —

Dies alles näher zu erweisen, ist Aufgabe der Biographie. Allein ihren sichersten Inhalt giebt doch sein eigenes Sagen dieses Wissens und Empfindens von der Welt, seine Musik. Und hier war es ja zugleich, wo er sich selbst stets Frieden und Freude sang.

Viel war es freilich nicht gewesen, was in diesen letzten drei Jahren 1824, 25, 26 entstand: aber allein die Letzten Quartette wiegen eine Welt von Dichtung, nein, von Wahrheit auf. Und als letzter eigentlicher Gesang seiner Seele steht da jenes wundertief dunkle Lied des allerletzten Quartetts

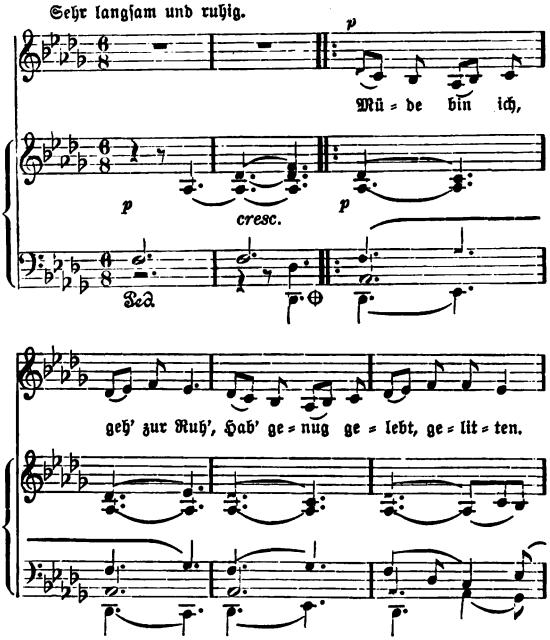
(Op. 135 F-dur) vor uns, das Lento assai e cantante tranquillo, das in jener Zeit der Todesnot um den geliebten Sohn entstanden, uns selbst mehr Aufschluß über seinen innersten Gemütszustand gegeben hat, als alle Forschung in den Konversationen und Skizzenbüchern.

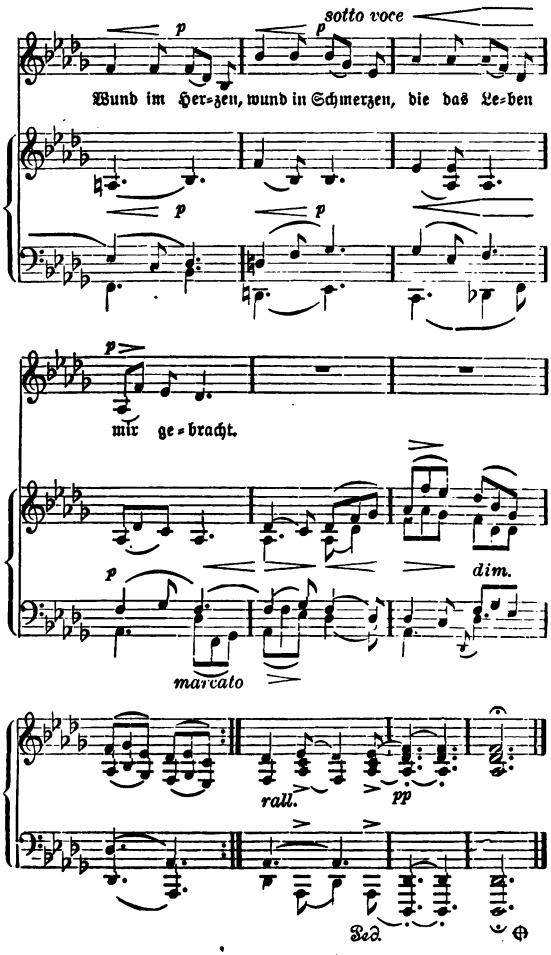
Hier weint so recht eigentlich seine Seele in Tönen sich aus, — nicht blos um eigenes Entbehren klagend, sondern das Leiden der Welt in seinem Herzen mitbewegend. Dieses Lento ist Beethovens Todessang und zugleich sein höchster Lebenssang. Kein anderer kündet so das Leid dieser Seele, kein andrer so das aus diesem tiefsten Weh sich gebärende reine Glück und freie Schauen: er hat an Innigkeit und Tiefe der Empfindung, wie an Anmut und Reichtum der Gestaltung und Bewegung nicht seinesgleichen.

Würde es gelingen, den Inhalt dieser Töne nach ihrer allmählichen Entfaltung aus sich selbst auch in Worten anzudeuten, — wahrlich wir hätten den Sinn und Eindruck nicht bloß dieses einen kleinen Stückes, sondern von Beethovens ganzem Sein und Wesen wie in einem zusammenfassenden Spiegelbilde vor uns. Soll aber dieser Spiegel die Kraft haben, uns das Bild auch im wahren Lebensschein vorzuführen, nun so müssen wir den Hall der Töne selbst herbeirufen, daß sie ihm ihr zaubervolles Leuchten leihen. Wir teilen zum Abschluß die Weise jenes Adagios mit und versuchen ihr Worte zu geben, die seinem innern Sinn

anklingen. Vielleicht, daß im lebendigen Gesang auch der lebendige Gehalt von Beethovens Wesen hervortritt, den Wort und Bild allein nie völlig deuten, — seine aus Leiden geborne Freude an Glück und Bestand unseres Geschlechts, seine „stille Liebe" zur Menschheit.

Beethoven's Grabgesang.




p
sotto voce
p
Wund im Her-zen, wund in Schmerzen, die das Le-ben
p
p
p
mir ge-bracht.
dim.
p
marcato
rall.
pp
Ped.

Hoch und kühn der Jugendmut,
Ernst und treu des Mannes Streben:
Wollt' die ganze Welt umfassen,
Liebend bringen ihr das Glück.

Doch wer mag dem Leben nah'n?
Stürmend warf's mich aus dem Gleise,
Und von alle meinem Lieben
Blieb mir nichts als mein Gesang.

Doch ob auch zum Tode wund,
Will der Liebe Lied ich singen;
Denn die Liebe ist das Leben,
Liebe einzig Menschenglück.

Lösung aller Erdennot,
Allumschlingen, Allerbarmen!
Lieb' ist Wahrheit, Lichtes Fülle,
Sel'ges Leben, ew'ges Sein!"

Neue Nietzschelitteratur

aus dem Verlag von
HERMANN SEEMANN NACHFOLGER
IN LEIPZIG:

Friedrich Nietzsche.

Für gebildete Laien geschildert von Dr. Julius Reiner.
Preis M. 2,—

Friedrich Nietzsche.

Ein Lebensbild von Hans Gallwitz. Preis geb. M. 3,—

Friedrich Nietzsche und die deutsche Litteratur

von Dr. Hans Landsberg. Preis brosch. M. 2,50

Nietzsches Ethik

von Hans Bélart. Preis M. 2,—

Nietzsches Aesthetik

von Dr. Julius Zeitler. 2. Tausend.
Preis brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—

Schönstes Geschenk
für jeden Musikfreund!

Hans Merians „Illustr. Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert".

Vornehm ausgestattetes Prachtwerk.
// Preis elegant gebunden M. 15,—.

Hans Merians „Illustrierte Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert" bietet eine zusammenfassende, anregende und im besten Sinne des Wortes populär gehaltene Darstellung der historischen Entwicklung der modernen Musik von **Beethoven bis auf die jüngste Zeit.**

Hans Merians „Illustrierte Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert" zeichnet sich durch besonders **reichhaltigen und sorgfältig ausgewählten Bilderschmuck** aus. Sie bringt die besten und künstlerisch wertvollsten Bildnisse der grossen Tonsetzer, dazu Abbildungen der Stätten ihrer Wirksamkeit, ihrer Denkmäler, Handschrift-Faksimiles etc.

Hans Merians „Illustrierte Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert" ist ein Werk, das alle Kreise interessiert, das im Bücherschranke keines Musikers, keines Dilettanten und keines Musikfreundes fehlen sollte, und das, seines gediegenen Inhaltes und seiner schönen Ausstattung wegen, als echtes Haus- und Familienbuch bei allen Gebildeten freudige Aufnahme finden wird.

VERLAG VON HERMANN SEEMANN
NACHFOLGER IN LEIPZIG.

GEDIEGENE
WERKE PHILOSOPHISCHEN INHALTS
aus dem Verlag von
HERMANN SEEMANN NACHFOLGER
IN LEIPZIG:

Laokoon.
Aesthetische Studien von Dr. Heinrich Pudor.
Preis geb. M. 7,50

Studien u. Betrachtungen eines Pessimisten
von Challemel-Lacour. Autorisierte Ausgabe.
Preis geb. M. 7,50

Aether und Wille
oder Haeckel und Schopenhauer
von Richard Wagner. Preis M. 4,—

In der modernen Weltanschauung
von Grete Meisel-Hess. Preis M. 2,50.

Neues aus Nirgendland.
Ein Zukunftsroman von William Morris. Autorisierte Ausgabe. Preis geb. M. 7,50

Kleine Geschichten und Plaudereien
philosophischen, pädagogischen und satirischen Inhalts
von Dr. Georg Biedenkapp. Preis M. 3,—

Die Kunstphilosophie
von Hippolyte Adolphe Taine von Dr. Julius Zeitler.
Preis M. 6,—